Kaiser und Papst.

Erster Theil.

Rare

Kaiser und Papst.

Roman

von

Eduard Duller.

In vier Theilen.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1838.

350. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Morgen.

Erstes Buch.

(1212—1215.)

I.

Ein reizendes Thal, vom Tanaro in sanften Windungen durchschnitten, zu beiden Seiten von waldumwachsenen Bergwänden eingeengt. Gottes Friede schwebt leisen Flügelschlages über den nickenden Halmen der Wiese hin, über den eilenden Wellen des Bergstroms. Die Kronen der Wälder zittern vom Kusse der Abendröthe.

Rosseschnauben und Hufschlag; — immer näher! Ein schöner Jüngling bändigt den weißen Hengst zum langsamen Schritte; der wilde

Araber wirft den stolzen Kopf, hebt hoch aus zum Sprung, schüttelt ungeduldig die wallenden Mähnen, aber scharf hält ihn, die Weichen pressend, der junge Reiter im Zügel. Milde Klarheit im leuchtenden Blick. Von der Stirne strahlt die Majestät in lichter Schönheit. Dem jungen Könige zur Seite lenkt der Erzbischof von Bari, der ihn von Gaëta aus treulich begleitet, schweigend und sinnend, ein sanfteres Roß; wenige Freunde und Diener folgen in geringer Entfernung. Sie hatten Asti am Nachmittage verlassen und reiten nun in der Richtung nach Pavia; die Sommernacht ist zur Reise willkommen.

„Ein Mährchen, wie der braune Araber es in der Schlucht des Montegibello erzählt, ist mein Leben", spricht der junge König; „bis gestern lauscht' ich ihm nur, von Neugier hingerissen. Wechsel auf Wechsel; Traum aus Traum! Wie im Traume verlor ich Vater und

Mutter; wie im Traume nur fühl' ich die Krone, die mir in die Wiege gelegt wurde, so leicht, als wäre sie aus goldnen Abendwolken, und die neue, nach welcher ich greife, liegt nicht näher vor mir, als das Morgenroth. Die sieben Hügel Roms, die ich vor Kurzem, umjauchzet von Glückwünschen überschritt, heben und senken sich vor meinen Sinnen, wie die schmeichelnden Meereswogen, die mich nach Genua trugen."

„Eins ist Wahrheit, ewige; die zweite Mutter, welche Dich an ihrem Herzen auferzog!" entgegnet der Erzbischof.

„Ja! die Kirche!" ruft Friedrich; seine Blicke begegnen denen des Erzbischofs, eine edle Schamröthe färbt sein Antlitz. „Ihr weckt mich aus Träumen! Jenes Wort schützt vor Vergessen. Es gibt hier so vieles, was uns außer uns selbst versetzt! Der Boden unter unsern Fersen scheint in Luft zu zerrinnen und alles

Wesenhafte verliert Halt und Gestalt. — Sind das nicht schon lombardische Lüfte die uns entgegenwehen? Aus diesen Wäldern rauscht mir ein Name zu, auf den ich selbst getauft bin. Mein Ahn Friedrich war's, vor dem diese trotzigen Lombarden mit Stricken um den Hals hinsanken, als ihr Mailand in Asche lag. Deutschland ruft dem Enkel dieses Friedrich, die Krone zu empfangen. Er bricht auf. Wo sind sie, die vor dem Kaiser knieten? Wo sind die erbeuteten Fahnenwagen? Wo die Schlüssel der Städte? Wo die Consuln? Wo das Volk? Flohen sie? Bergen sie sich aus Scheu, in des Enkels Zügen das Ebenbild des Ahns zu erkennen? Die Consuln bergen sich nicht, sie flohen nicht; sie schlafen in eisernen Hemden, unter ihrem Kopfkissen die Schlüssel der verschlossenen Städte. Von Turin bis Mantua, von den Ebenen bis an die Alpen ist hier nichts als Haß, Trotz, Tod. Sieh, ein König schleicht wie ein Flücht-

ling, bei Nacht auf Umwegen durch ihr Land Ein König! Und das alles ist kein Traum?"

Der Erzbischof erwiederte: „Als ob Du mit leiblichen Sinnen Jene schauen und umfassen könntest, die Dich mit unsichtbaren Händen beschirmte! Ihr Scheitel ragt in den Himmel, zu ihren Füßen wallen die Geschlechter der Menschen. Ihr Mantel bedeckt alles, was war, was ist und was sein wird. Klar geordnet liegen vor ihrem Auge die tausend und aber tausend Lebenslinien, die jedem anderen Blicke wild verworren durch einander kreuzend, eine der anderen feindselig, als unlösbare Räthsel und unbegreifliche Wunder erscheinen. Jene Macht zählt nicht nach Tagen, sondern nach Jahrhunderten. Sie mißt die Größe der Einzelnen nach Geschlechtern und Völkern. Du empfängst ihre Erscheinung mit sinnlichen Organen, wie ein Gedicht und schmiegst Dich daran, wie in einem Traum, von dem Du süß umgaukelt wirst,

aber ihre Wesenheit ist eine ewige Nothwendigkeit, in deren Innerstes zu schauen das irdische Auge nicht vermag, ohne daß es erblinde."

Der König lauschte den Worten, wie fernher anrollender Weissagung; ihr dumpfer Hall schlug schütternd an die Pforten seiner Seele. Sein wilder Hengst bäumte.

„Ja wohl ein Wunder!" sprach Elincior von Neapolis, der im Geleite ritt, in sich, halb zu den Gefährten gekehrt, — „ein Waiblinger lebt als Welfe! Ein Papst ist ghibellinisch! Ein welfischer Kaiser trägt das Joch des Kirchenbannes!"

Der König hatte die Worte gehört, hielt den Hengst an und wendete sich im Sattel stehend zu dem Neapolitaner zurück. „Das heiligste Wunder ist die Liebe!" rief er. „Wann vergäße der Mutter ein Sohn? Wer gäbe die Liebe, die weltversöhnende, verloren, weil sie wie der wunderbare segenspendende Gral ent-

weichenden Blicken in unbekannte fabelhafte Fernen entrückt ist? O laßt uns, sie zu suchen, wie die Ritter des Grals ausziehen in alle Länder der Welt!" — — —

Die einzelnen Parthieen der Landschaft sind längst in den Schatten der Dämmerung verschwommen; die Umrisse der Massen treten jetzt scharf aus dem Horizont hervor; im Widerscheine des Mondes schimmern die Wellenspitzen des Flusses. Da klingen durch die Nacht von fernher feierliche Töne, — leise, als ob sie sich dem Rauschen der Wälder und der Wellen entwänden. Die Reiter halten lauschend die Rosse an; schon klingen die Töne wie Gesang von Jungfrauenstimmen näher und näher heran. Kommen sie von einer jener stillen Gemeinden, die, vertrieben und verfolgt, nur den Wald zum Gotteshause haben? Sinnend und erwartungsvoll blickt der Erzbischof vor sich hin, mit erhobener Hand den Andern winkend, die nächt-

liche Feier durch keine Regung, durch keinen Laut zu stören.

Wo die Straße sich wendet, zeiget sich jetzt im grellen Feuerscheine, aus finsterer Waldschlucht losgegeben, die Schaar der Kommenden. Voran zwei Knaben, angethan mit Pilgerröcken, mit Stäben und Muschelhüten, Fackeln tragend, hinter ihnen zunächst zwei andere, die Vorsänger einer jugendlichen Gemeinde, eine unermeßliche Schaar von Kindern, zumeist Knaben, keines über zwölf Jahre, jedes trägt den Muschelhut und die Pilgertasche, und ein Kreuz am Gewande. Von zwanzig zu zwanzig geht ein Knabe mit einer Fackel. Mit hellen Stimmen Psalmen singend zieht die Schaar an dem Könige und dem Erzbischofe vorüber, die ihre Rosse von der Straße seitwärts gelenkt; keiner der jungen Pilger läßt sich durch der Rosse Schnauben und Scharren zur Neugier verlocken. Der Erzbischof zählt die Haufen. Schon sind

Hunderte vorübergewallt; sie scheinen kein Ende zu nehmen; und doch ist es erst die Hälfte der gottgeweihten Schaar. Zwei mit Maulthieren, mit buntem Schmuck geputzt, mit schön gewirkten Decken behangen, ziehen, von zwei älteren Knaben an den Gebissen geführt, langsam einen Wagen; ein goldlockig Kind ruht schlummernd auf erhöhtem reichgepolsterten Sitze; gekleidet ist es in weitfaltiges Purpurgewand; die Stirne mit einem Kranze umwunden, als würde es zum Opferaltare geführt, den Frieden der Unschuld auf dem holden Antlitz, liegt es in süßen Träumen da; zwei Knaben mit Fackeln und zwei Greise in langen Gewändern, wie Priester anzusehen, schreiten ihm rechts und links zur Seite. Hinter dem Wagen aber folgt eine neue Schaar.

Als der Wagen langsam vor dem Könige und seinen Begleitern vorüberrollt, scheut plötzlich der wilde Araber, sei's — durch den Fackel-

glanz geblendet, sei's — durch den anhaltenden Chorgesang geschreckt. Er wirft den Schweif, bläht die Nüstern; des Reiters Zügel vermag nicht mehr ihn zurückzuhalten; ungestüm trägt er den König mitten in die heilige Schaar. Sie stiebt auseinander. Schreckensgeschrei, Hülferuf plötzlich statt Chorgesangs. Die Maulthiere reißen, nun auch scheu gemacht, an den Strängen, wehren sich gegen den schwachen Widerstand der leitenden Knaben; diese aber hängen sich muthig mit ganzen Leibern an sie. Der Wagen rollt in jähen Stößen ein paar Schritte weiter. Endlich springen die beiden Greise nach vorn und werfen sich den Maulthieren in den Weg. Der Erzbischof und die andern Begleiter des Königs umringen dessen bäumenden Hengst, drängen sich dicht an diesen, bringen ihn zum Stehen. Das Kind auf dem Wagen erwacht und blickt, vom Pfühle sich erhebend, neugierig staunend auf das Gewühl ringsum.

Friedrich springt jetzt vom Rosse und tritt an den Wagen; dem Kinde die Hand hinaufreichend, fragt er es in der vollaustönenden Mundart Siciliens: „Wie heißest Du, Königskind?“

Der Knabe lauschte den fremden Lauten, faßt den König an dem von Goldfäden durchzogenen Saume seines Aermels, und blickt ihn, dessen Worte er nicht versteht, holdselig lächelnd an. Inzwischen sind die beiden Greise, nachdem sie die Maulthiere zum Stehen gebracht, herangetreten; sie heben die Blicke forschend zum Fragenden auf, und der Eine von ihnen erwiedert: „Nicolaus ist des Kindes Name, und der Herr der Heerschaaren hat es zu großen Werken ausersehen. Die Kraft Gottes, die in dem Kinde wohnt, hat es von Köln am Rheine auf sichern Pfaden hierher geführt und wird durch dasselbe der Christenheit ein glorreich leuchtendes Beispiel geben. „„Steh' auf, Nicolaus!““ sprach im

nächtigen Gesichte der König der Könige zu dem Kinde; „„umgürte Deine Lenden, hefte mein Kreuz auf Dein Herz, ziehe durch die Länder und sammle die Kleinen, auf daß der Welt offenbar werde, was ich verheißen habe: Der Kleinen ist das Himmelreich!““ Und der Knabe that nach diesen Worten. Von nah und fern strömten unschuldige Kinder zu ihm herbei und nahmen das Kreuz; der Geist Gottes war über alle gekommen und trieb sie fort. Wir aber, Diener des Herrn, begleiten nun sie, welche Väter und Mütter verlassen haben, um dem Herrn nachzufolgen, getreu auf ihrer Pilgerfahrt. — Preiset den Herrn! Seine Wege sind dunkel, und unerforschlich sind seine Rathschlüsse!“

„Ein deutsches Kind also!“ ruft Friedrich in deutscher Sprache; „diese deutschen Knaben beschämen uns Männer Italiens.“ Sein Blick wendet sich auf den Erzbischof, dessen strenges Antlitz von Wehmuth verdüstert ist.

Plötzlich aber flammen die Blicke des Erzbischofs auf, er faßt mit beiden Händen nach den Greisen, in deren Mitte er rasch getreten, sieht ihnen scharf in die Augen und spricht zu ihnen: „Seid Ihr wahrhaftige Diener des allmächtigen Gottes, so hört, was Euch die Kirche durch meine Lippen gebeut: Kehrt um! bringt die Kinder ihren jammernden Eltern wieder, verlockt sie nicht weiter in zeitlichen und ewigen Tod; oder zeitliches und ewiges Verderben müsse Euch treffen, und keine Macht hebe die Verdammniß, die ich auf Euch wälze!"

Starr vor Erstaunen weichen alle, die ihm nahe standen, von dem Eiferer. Die Greise wanken. Dem Könige schwebt eine Frage auf den Lippen; da tritt der eine von den Greisen, das Haupt stolz zurückgeworfen, Stirne an Stirne vor den Kirchenfürsten, macht das Zeichen des Kreuzes und ruft: „Im Namen Christi Jesu, des Gekreuzigten, zurück, Versucher! Wer

bist Du, daß Du gegen das Gebot des allmächtigen Gottes freventlich die Hand emporhebst und seine Gesalbten antastest?"

„Ein Arm der Kirche!" — versetzt der Erzbischof, — „die aller Waisen und Verlaßnen und Verirrten liebende Mutter ist; ein Arm der Kirche, die keine Rechenschaft ablegt!"

Da fasset blinde Wuth die Greise, auf den Erzbischof einzudringen. Doch der König wirft sich rasch vor den Bedrängten, deckt ihn mit seiner Brust und faßt nach dem Schwerte. Die Gefährten springen heran und halten die beiden Greise, welche in wilder Schwärmerei des Himmels Rache herabbeschwören, die Fäuste ballen und sich fruchtlos den starken Armen zu entringen mühen. Zu Boden starrend steht Friedrich, die Hand noch am Schwerte; jetzt wird ihm Auskunft klar. — „Lasset den Himmel selbst die Irrung schlichten," spricht er zu dem Erzbischofe, „aus Kindesmunde redet Gott!" Fragend

blickt er den Erzbischof an, der in trübe Gedanken verloren steht und endlich kaum merkbar das Haupt zum Zeichen seiner Einstimmung senkt.

Die Schaar, die den Wagen umdrängte, hatte sich zum Kreise erweitert. Friedrich näherte sich dem Wagen, legte seine Hand auf den Scheitel des Knaben, aus dessen Hand ein weißer Stab glitt, und fragte ihn, während seine Finger über den Kranz und durch die blonden Locken über des Kindes Stirne strichen: „Wohin ziehst Du, Nicolaus?"

„Zu Gott!" sprach der Knabe in unschuldiger Freude, und die klaren Augen strahlten wie verklärt.

„Zu Gott!" wiederholte der Erzbischof in trüber Ahnung und senkte das Haupt und verhüllte das Antlitz.

Herausfordernd, triumphirend hafteten die Blicke der Greise auf ihm. „Ihr selbst" — sprachen sie zu Friedrich und dessen Begleitern —

„ließet es auf Gottes Stimme ankommen, die aus Kindesmunde töne. Ihr hört sie! Lasset uns also jetzt unsres Weges ruhig weiter ziehen, daß wir noch vor Mitternacht Asti erreichen."

„Und wohin von da weiter?" fragte der Erzbischof rasch.

„Nach Genua!" war ihre Antwort.

Den König fesselte noch die liebliche Erscheinung des Knaben, die ihn wie ein freundliches Mährchen überkommen. Gewiß! In diesem Antlitz ist kein Falsch, keine Lüge. Das Auge klar und frisch wie Gottes Himmel; jeder Athemzug Unschuld und Reinheit. — Auch das Kind hatte ihn schnell liebgewonnen. Es sprach von dem heiligen Grabe, wohin es die geweihte Schaar führe, mit solch frommer Zuversicht, als müsse es dies im nächsten Morgenlichte von Bergeshöhen herab im stillen freundlichen Thale erblicken. Wie Kinder von Ammen ferne Länder und fabelhafte Thiere und

Schätze beschrieben hören, so erzählte Nicolaus von den Wundern des heiligen Grabes, von den tausend und abertausend Lampen, die von Engeln genährt Tag und Nacht davor flimmern, sprach von dem heiligen Einsiedler, der in der Felsenhöhle daneben das Grab hüte, der kein Kleid habe, als den weißen Bart, der ihm die Glieder bedeckt, — sprach von den Heiden und von den dreißigtausend Knaben aus Frankreich, die mit Wehr und Waffen hingezogen, um die Heiden zu schlagen, damit sie, die deutschen, — die jetzt schon drei Monate unterwegs seien, — mit Palmenzweigen einziehen könnten in die heilige Stadt, auf welche kein Schnee niederfällt, und in welcher Sterbende durch den Anblick des heiligen Kreuzes neues Leben gewinnen; dort würden sie wohnen und walten als Diener des heiligen Grabes, und wer von der Erde scheide, den höben Gottes Engel und trügen ihn vor Gottes Thron.

Die Worte des Knaben hatten auf Friedrich tiefen Eindruck gemacht. Nach Thaten lechzend, deutsches Mark in den Knochen, sicilisches Blut in den Adern, neunzehnjährig, an die höchsten Interessen der Christenheit durch die Majestät seines Geschlechtes, durch die Dankbarkeit, die er der Kirche schuldete, gefesselt, sah er das heilige Land, in welchem sein Ahn Barbarossa das Leben beschlossen, schon seit seiner Kindheit als das Ziel aller Ehren, als die Pforte einer Weltherrschaft; die Idee der Kreuzfahrt war der Herzschlag der ganzen Christenheit; sie donnert in Predigten, sie singt das Kind in Schlummer, sie weckt den Mann in der Nacht, daß er von des Weibes Herzen sich losreißt, sie hallt aus dem Wachthorn von der Zinne ins offne Land hinein; wie ein heiliger Wahnsinn faßt sie den Greis, daß er die Krücke zum Pilgerstab macht, die Begeisterung verjüngt ihn, hält ihn aufrecht und lebendig, bis das heilige Grab — sein Grab wird.

Wie Paradiesvögel mit goldfunkelnden Schwingen rauschen geheimnißvolle Kunden und Lieder über die Gläubigen hin. In dieser allgemeinen Aufregung erschien das Unmögliche natürlich, das Außergewöhnliche, Unglaubliche, als Zeichen übernatürlicher Offenbarung und himmlische Bürgschaft; Sehnsucht und Glaube hatten die Pforten einer unsichtbaren Welt gesprengt.

Die Greise schickten sich jetzt zum Aufbruch an. Der Erzbischof aber hatte indessen lange mit Einem aus dem Gefolge leise gesprochen; dieser entfernte sich unbemerkt von den Andern und eilte, so schnell sein Roß ihn trug, nach Asti und Genua zurück. Friedrich bestieg sein Roß wieder; der Knabe rief ihm zu: „Kommst Du, mich heimzusuchen am heiligen Grabe?"

„Wohlan! auf Wiedersehen am heiligen Grabe!" sprach der König und gab seinem Hengste die Sporen; die langen Schaaren der mit dem Kreuze bezeichneten Kinder entlang

flogen die Rosse. Allmälig verhallte in der Ferne der neuangestimmte Chorgesang, und die Reiter ließen ihre Pferde im langsamen Trabe verschnaufen. Friedrichs italienische Begleiter tauschten flüsternd ihre Ansichten über die von Gott auserwählten Kinder und über des Erzbischofs sonderbares Benehmen. Dieser aber hatte das Haupt entblößt und murmelte ein Gebet vor sich hin. „Für die Seelen der Kinder!" sprach er, nachdem er es geendigt, zu Friedrich. „Mein Bangen befremdet Dich? Mich trieb eine fürchterliche Ahnung, den beiden Greisen die warnenden Worte zuzurufen; mir war's in jenem Augenblick, da Alle ringsum den Willen Gottes erkannten, als fielen Schuppen von meinen Augen und als säh' ich die unschuldigen Kinder, die im fröhlichen, festen Vertrauen dahinzogen, eines nach dem andern als gebrochne Blumen sinken, und den Kelch jeder Blume bis an den Rand voll Blutes, das sich

weithin zu ergießen begann, und dazu scholl mir in's Ohr das Wehklagen der Mütter. — Zugleich ging in meinem Gedächtniß die Erinnerung auf an ein seltsames Gerücht, das von Verschiedenen verschieden erzählt und weiter getragen wird. Ihrer Tausende nämlich, so Knaben, als Mädchen, zogen, mit dem Kreuze bezeichnet, das heilige Grab zu gewinnen, singend und betend nach Marseille; ihr Führer war ein armer Hirtenknabe. Wo diese Schaaren vorüberzogen, lockte der Zauber die Kinder aus den Häusern, die Bauern vom Felde; nicht Schloß noch Riegel schützten davor. Auf sieben großen Schiffen zogen sie dann über das Meer, und alles Volk, das am Hafen stand, als sie abfuhren, jauchzte und rief ihnen voll Hoffnung „Heil! Heil!" nach. In der Nacht aber, da wir von Genua nach Montferrat ritten, brachte ein genuesischer Kauffahrer, der am Tage in den Hafen eingelaufen, die Nachricht, daß zwei jener

Pilgerschiffe an der Insel San Pietro, nicht weit von Sardinien, gescheitert und versunken seien; und Schlimmeres, Schlimmeres hörte ich reden vom Schicksale derer, die dem Tode entrannen. Sie seien als Sclaven verkauft, geht das Gerücht, an die Ungläubigen in Alexandria."

„Gott des Erbarmens!" rief der König erschüttert, und dann, nach kurzem Bedenken, sein Roß wendend: „Auf, meine Freunde! zurück nach Genua!"

Der Erzbischof faßte Friedrich's Hengst am Zügel. „Was willst Du beginnen, halt ein!"

„Wozu sind Könige auf Erden?" erwiederte Friedrich. „Auf!"

„So wahr ich ein Knecht Gottes bin," sprach der Erzbischof fest und entschieden, „wirst Du den Weg nicht zurückmessen. Mit jedem Tropfen Zeit, den Du verlierst, fällt Dir ein Edelstein aus der deutschen Krone. So lang

Du noch lombardische Luft athmest, sitzt der Staub fester in der wallenden Mähne Deines Rosses, als die Krone auf Deinem Haupte. Zwischen hier und Pavia, zwischen Pavia und Trient gehört jeder Kopf, den Du zwischen den Büschen siehst, einem Jäger, und die Schlinge in seiner Hand ist für Dich bestimmt. Deinem Namen, Deinem Geschlecht, Deiner Hoffnung gilt die Jagd. Hier betet der Bauer bei der Aussaat — statt um Erntesegen — um den Tod eines Waiblingers. Mit dem Namen „Friedrich" schläft man hier ein, und träumt vom Barbarossa, — mit dem Namen „Friedrich" und mit einem Dolch in der Hand wacht man hier auf und meint — Dich. Dieß alles weißt Du und willst ohne Bedenken nach Genua zurückeilen, indessen jede Minute Versäumniß Deine Sache in Deutschland verdirbt und jenem starrköpfigen gebannten Welfen, der sich noch Kaiser nennen läßt, Kraft,

Zuversicht, Freunde und Vertrauen in der Meinung der Fürsten und des Volkes zulegt?"

„Die Krone wiegt nicht schwerer als die Pflicht," rief Friedrich, „meinst Du, mich locke nur ihr Metall? Die Kirche, deren Sohn ich mich nenne, hat mir durch das, was sie an mir gethan, gezeigt, was ein König zu thun hat."

„Die Kirche freut sich Deiner Dankbarkeit, mein Sohn!" sprach der Erzbischof; aber seine Seele verdüsterte sich dabei, er wähnte jetzt erst klar erkannt zu haben, daß in Friedrich zu viel ritterlicher Sinn sei, als daß er einst als König glücklich sein könne, — und er liebte Friedrich aufrichtig. „Ohne Sorge!" sprach er zu dem Könige. „Was Pflicht zu thun gebot, ist gethan. Vielleicht hat mich die Sorge zu weit geführt. Gottes Geist mag es sein, der diese Kinder treibt; sie mögen ein glücklicheres Loos finden, als jene aus Frankreich; all unser menschliches Denken und Trachten ist nichtig vor

dem Rathschlusse des Herrn, und oft täuscht uns ein Irrthum, wenn wir die Wahrheit festzuhalten glauben. Beruhige Dich, König! Indeß wir hier sprechen, ist Meister Clincior, mit welchem ich darüber sprach, den Greisen vorausgeeilt, schon auf dem Wege nach Genua und wird dort bestellen, was nöthig und zum Heile ist. Und so laß uns jetzt dem Himmel das Uebrige anheimstellen."

Schweigend ritten sie nebeneinander fort. Fernab wand sich der Strom, sein Rauschen ließ sich immer schwächer vernehmen. Dichte Waldesschatten umfingen sie. Hie und da ein Leuchtkäfer auf dem Laub, auf dem Rain; — das Licht des Mondes bricht nur verstohlen durch die Zweige. Kein Laut die ganze Nacht lang, als hie und da das Rieseln einer Quelle und als das helle Hufgeklapper der Rosse.

Endlich sondern sich aus dunklem Grau die Massen wieder. Ein scharfer feuchter Wind

streift durch die offnen Waldgänge; Thautropfen zittern auf den Aesten. Allmälig wird's im Walde lebendig. Ein Weibchen lockt das Männchen. Es glüht durch die Zweige in dunkelem Purpur, tausend Vogelstimmen erschallen jetzt und durchtosen die heilige Stille. Unwillkührlich halten alle Reiter ihre Pferde an, entblößen die Häupter und feiern, still betend, jeder nach seiner Weise die Jubelhymne des jungen Lichtes mit.

Der Wald gewann jetzt das Ansehen eines anmuthigen Parkes. Zwischen malerischen Gruppen von Ulmen und Kastanien eröffnete sich die Fernsicht auf eine sanft abgehügelte heitere Ebene, aus welcher dunkle Kronen schlanker Pinien ragten; rothe Dächer zerstreut liegender Höfe schimmerten aus Lorbeerwäldchen, Alleen von Maulbeerbäumen und Oleander, und die Silberstreifen zahlreicher Bäche und Kanäle durchschnitten den saftig grünen Grund.

In dieser reizenden Vorhalle des Waldes

wurde Rast gehalten. Die Gefährten Friedrich's stiegen von den Rossen und ließen diese grasen, die Diener bereiteten aus den mitgebrachten Vorräthen ein einfaches Mahl. Der König ritt einige Schritte weiter und betrachtete die reiche Landschaft, die sich in klarer Morgenbeleuchtung vor ihm ausbreitete. Glockenklänge aus fernen Dörfern schollen hell durch die reine Luft, schmale Rauchsäulen wirbelten durchsichtig im Sonnenlichte von den Meierhöfen empor; dicht vor Friedrich schwang sich jubilirend eine Lerche auf, seine Blicke folgten ihrem Flug, und, wie diese, schwebten seine Gedanken — im reinen Vollgenuß irdischer Schöne — hoch über dem Irdischen.

Er wendete sich langsam. Jetzt erst sah er vor sich mehre große frische Feuerstellen. Die jungen Pilger hatten hier wohl auch Rast gemacht und Mahl gehalten. An dem Stamme eines uralten Kastanienbaumes aber lag schlafend ein hochaufgeschossener funfzehnjähriger

Knabe, seine Pilgertasche diente ihm als Kopfkissen; die gefalteten Hände umfaßten einen Stab. Die Morgensonne beleuchtete das ausdrucksvolle Gesicht des braunköpfigen Schläfers; gewiß war's ein lebhafter Traum, der ihm die Stirn in leichte Runzeln zog, die Lippen bewegten sich. Der König betrachtete ihn voll Theilnahme, indem er wähnte, die Pilger, zu denen der Schläfer gehörte, hätten diesen zufällig hier zurückgelassen. Der Knabe athmete schwer auf und öffnete die Augen. Schnell, wie geblendet, schloß er sie wieder, stützte den Arm auf, erhob sich und beugte sich vor dem Anblick, der ihn wie Sonnenlicht getroffen. Und als er wieder aufsah und den jungen König fest und muthig anblickte, kreuzte er die Arme auf der Brust, und sprach: „Ja, Du bist es!"

„Was ist dem Knaben?" rief Friedrich, sich mild zu diesem niederneigend. „Was willst Du von mir, den Du nie gesehen?"

„Doch! Im Traum und im Geiste!" sprach der Knabe, und dunkle Röthe flog über seine gebräunten Wangen: „Herr, ich bin noch geblendet von Dir. Doch ich bin Dein immerdar."

Drauf der König: „Sprichst Du im Traume? Komm' zu Dir! Beruhige Dich! Erquicke Dich mit Speis' und Trank und dann erzähle mir Dein Mißgeschick. Gewiß wardst Du von den Deinigen hier vergessen und erwachtest erst wieder, als sie schon ferne waren. — Sei ohne Sorgen! Ich will Dir so viel Schutz gewähren, als ich selber hier geben kann." Er wollte vom Rosse steigen; — kaum sah der Knabe diese Absicht, so sprang er flink herbei, hielt dem Könige dienstfertig den Steigbügel und faßte nach dem Zügel des Hengstes, der, sonst gegen jede fremde Hand scheu, ihn gewähren ließ. „Was machst Du?" rief der König ihm zu. „Hüte Dich, Almansor ist wild und unbändig."

Aber Almansor stand fromm wie ein Lamm,

als der Knabe ihn hielt. „Er weiß, wie ich's meine," sprach dieser; dabei streichelte er des Rosses schneeweißen Hals, und Almansor ließ es sich gefallen. „Herr, ich bin Euer, ich möchte Euch dienen."

Friedrich faßte ihn an der Hand und führte ihn einen Schritt vor. Er nahm eine finstre Miene an, als stiege ein Argwohn in ihm auf, und fragte im rauhesten Tone, dessen er fähig war, auf italienisch: „Beim Blute des Herrn, sprich mir die Wahrheit: wofür hältst Du mich und was bin ich Dir?"

„Ein König!" rief der Knabe in derselben Sprache wild freudig, „und mein Herr immerdar!"

„Nun seht den Thoren!" entgegnete Friedrich, ihn mit Adlerblicken prüfend, — „seht dies Kind, meine Freunde, das mich armen apulischen Baron für nichts Geringeres als einen König hält und mein Seneschall werden will. Geh, woher Du gekommen, Du bist zu jung

für einen Propheten.“ Damit ließ er die Hand des Knaben fahren. Der aber senkte traurig das Haupt und sprach: „Ihr habet Recht, daß Ihr mich verspottet, denn Ihr habt bessere Diener als mich.“

Friedrich zwang sich ein Lächeln ab und fragte leichthin: „An welchen Zeichen erkennst Du das luftige Königthum, in dessen Glanze Dein Wahn mich erblickt?“

„Woran erkennt man die Sonne?“ erwiederte der Knabe, „nicht an ihrem Glanze allein, an unsrem eignen Blute in den Adern, das sie mit Lebenswärme durchströmt. Beim allmächtigen Gott, Du bist mein Herr und König, und holst Dir jetzt die Krone, die Dein Vater Heinrich und Dein Ahnherr Friedrich trugen.“

Bewegt blickte der König den Knaben an, der stolz und demüthig zugleich vor ihm stand. Endlich faßte er ihn an der Hand und führte ihn zu den harrenden Gefährten, welche die Un=

terredung mit angehört. „Seht diesen Knaben," rief er ihnen zu, „ist das Gottes oder des Bösen Macht, was ihm das Auge aufschloß, daß er, der mich nie gesehen, mich beim Namen aufruft und mich mitten in einem Lande, dessen Bewohner alle Listen aufgeboten haben, um mich zu verderben, als König begrüßt?! Ist dies ein gutes oder schlimmes Vorzeichen?"

Der Erzbischof entgegnete ernst: „Alle Geschicke lenkt Gott, und von Ihm kommt Dir dieses Zeichen. Nimm es gläubigen Sinnes und dankbaren Herzens hin!"

„Ich thu's!" sprach Friedrich und eine freudige Zuversicht kam über ihn. „Mein Gegner Otto," rief er scherzend, „heißt mich spottend das apulische Zauberkind, und lebt der Hoffnung, sein deutsches Schwert werde den Zauber, der mir inne wohnt, zerschneiden. — Seht hier, daß wirklich Zauberkraft in mir ist, und zwar so viel, daß sie Kinder zu Propheten

macht.“ Dann zu dem Knaben gewendet: „Du hast mir in zwei Sprachen Bescheid gegeben; laß jetzt hören, welche Deine Muttersprache ist. Auch hab’ ich Dich zu meinem Diener angenommen und weiß noch nicht einmal, bei welchem Namen ich Dich rufen soll. Setze Dich in unsern Kreis, nimm Theil an dem Mahl und gib Bescheid!“

Der Knabe blieb ehrfurchtsvoll hinter dem Könige stehen und ließ es sich nicht nehmen, ihm als Page zu dienen. „Ich heiße Heinrich,“ sprach er, „und bin geboren im Schwabenlande. Dort ist ein Thal, — Ihr werdet es betreten — schöner wie dies hier, das vor Euch liegt; dort ist ein Berg, wie ein Herrscherstuhl, so frei und stolz, und auf des Berges Spitze, als Wahrzeichen für’s ganze Land, eine Burg, hoch wie eines Adlers Nest.“

„Hohenstaufen!“

„ — Die Wiege und der Herrscherstuhl der Staufen im Antlitz bei Tag und Nacht, seit ich

Tag und Nacht unterscheiden konnte," fuhr der Knabe fort. „Leuchtend in Mittagsgluth hat sich das Bild in mein Herz eingebrannt. Meine Mutter hatte für mich nichts als Thränen, ihr Sinn und Herz war an die Ferne gezaubert; wenn sie mich in Schlaf sang, so war's mit einem welschen Lied; sie sang es nicht lauter als eine Biene schwirrt. Mein Großvater vertrat Vaters- und Mutterstelle bei mir, er war mit Eurem Ahn, mein Herr und König, in Rom und vor Mailand gewesen, lehrte mich sprechen, bald deutsch und bald welsch, daß ich keins vom andern fremdartig fand. „So lange Waiblinger wachsen und heilige Väter in Rom regieren," sagte er mir jeden Morgen und Abend, „gibt es für Deutsche keine Alpen, bist am Aetna zu Hause, Schwabenkind, wie am Rechberg." — Er hatte den Rothbart nach dem gelobten Lande begleitet und stand auf dem Schiffe, das Friedrich's Sarg nach Palermo

trug. Als Euer Vater Heinrich vom Aetna heimgebracht wurde, und die Kirche Apulien und Sicilien in Obhut nahm, wanderte mein Großvater mit meiner Mutter nach Schwaben heim; es fiel ihm hart, er weinte, wenn er von seinem jungen König sprach, den er hatte verlassen müssen, aber er konnte nicht anders, die Vormundschaft mocht' er nicht mit ansehen. Nicht lange nachdem Beide nach Schwaben heimgekehrt, — kam ich an's Licht der Welt. Seit der Zeit hat meine arme Mutter nichts als geweint, und das Sprechen verlernt bis auf die paar Lieder, die sie in Italien gelernt."

„Aber Dein Vater, Heinrich?"

Der Knabe schwieg einige Augenblicke lang; plötzlich sprang er fort und machte sich mit Almansor zu schaffen. Das kluge Thier wieherte hell auf, als es ihn erkannte, und ließ es geschehn, als er seinen Kopf an dessen Halse barg. Bald kehrte er zu den Tafelnden wieder; er schien

ein Anderer, als er gegangen. Ruhig und ernst fuhr er fort: „Auf des Großvaters Schoos, — die Burg der Staufen im Aug', hört' ich nur von den Thaten der Staufen. Wie oft mir der Großvater davon erzählt, ich verlangt' es immer wieder zu hören. So verwuchsen Antlitz und Mienen, Worte und Thaten der Staufen in mein Herz. Ich war ganz und gar eins mit dem Geschlecht; statt Vater und Mutter und Brüder hing ich Tag und Nacht nur mit Dir zusammen, o Herr: je mehr ich heranwuchs, so mehr schämt' ich mich meiner Jugend und weinte, daß ich noch nichts gethan. Nichts zu sein, nichts zu thun, wie ein Mädchen daheimzusitzen, — — — Herr, der Zorn und die Schaam machten mich krank. Im Fieber war ich mit Euch, mein hoher Herr, eins, hieß Friedrich, statt Heinrich, trug drei Kronen, von Neapel, Deutschland und Jerusalem; jagte die wildesten Rosse matt, hetzte Löwen, kämpfte

mit den Sarazenen. Ich zog als Sieger in Jerusalem ein, Jungfrauen mit Palmen wallten mir entgegen und viel tausend Stimmen riefen mir: „Heil!" Als ich wieder genaß und erkannte, daß ich nur geträumt, sah ich durch die halboffne Thüre in der Kammer neben mir meinen Großvater auf einem Brette ausgestreckt liegen, mit einem Linnen bis an die Brust bedeckt, zwei Kerzen brannten vor ihm. Ich raffte mich auf und drang in die Kammer; da saß meine Mutter, ihm zu Füßen, sie starrte mich aus großen thränenlosen Augen an; und als ich gegen den Alten zueilte, hob sie die Hand gegen mich auf, als wie zur Warnung. Darauf trugen sie ihn fort. Da war mir, als hänge sich wer auf meine Schultern und drücke mich in die Erde hinein. So lag ich lange und meinte, es hielte mir wer ein glühendes Eisen vor's Auge. Ich sah nicht, ob die Mutter noch da sitze und die Hand gegen mich erhoben halte; ich rannte aus dem

Hause fort, immer weiter, kannte weder Weg noch Steg, weder Stadt noch Land. Um Gotteslohn gaben mir die Leute Herberg und Zehrpfennig und sprachen: „Gott geleite Dich nach Palästina!" Ich wußte nicht, warum sie das sagten; ich hatte nur das Gesicht des Staufen noch im Kopfe; dem Staufen gehört' ich, mußt' ich zugehn. Endlich begegnete ich Knaben, die mit dem Kreuz bezeichnet waren und mich fragten, ob ich mit wollte. „Ja!" sagt' ich und zog mit und meinte, so käm' ich zu Dir nach Welschland! Nun erfuhr ich's, daß sie nach Palästina ziehen wollten. Bald stießen wir zu der Schaar, die Nicolaus von Cöln anführte; zwei Einsiedler aus Lothringen hatten ihre Klausen verlassen und gingen mit den Kindern, sie redeten in fremden Zungen und alle Knaben verehrten sie wie Heilige und thaten im blinden Vertrauen, was die Beiden beschlossen, die wie Väter unter uns walteten. So kam ich mit

den Andern bis hierher in Lombardenland. Auf dieser Stelle hier machten wir gestern Rast. Die Knaben hatten sich um verschiedene Feuer niedergelassen, die beiden Alten saßen allein; ich aber war den Stamm des Kastanienbaumes hinangeklettert und sah, auf einem Aste reitend, in die weite Ebene hinaus und empfand, da ich des Thales dachte, wo ich geboren bin, einen bittern Schmerz. Ich dachte der hohen freudigen Burg auf dem Staufen. Da hört' ich unter mir die beiden Alten reden, ich lauschte unwillkührlich, die Laute klangen mir bekannt. Endlich merkt' ich's: sie sprachen welsch. Ich hätte vor Herzensfreuden von meinem Aste herabspringen und sie küssen mögen, denn ich erinnerte mich des Großvaters, der mich die Sprache gelehrt hatte. Aber je mehr ich zuhorchte, je mehr erstarrte ich vor Entsetzen."

Der Erzbischof gab dem Könige einen Wink. „Ich verstand deutlich, wie der eine zu dem an-

dern sprach: „Bald werden wir ernten," und der Andere: „Wir haben sauer verdient. Es ist Zeit, daß wir unsere Waare loswerden." Hierauf der Erste: „Sancta Patienza!" Dabei verdrehte er gleißnerisch die Augen, als ob er in voller Verzückung bete, „die Sarazenen zahlen in gutem Gold." — „Und doch fürcht' ich," sprach der Andere ganz leise. — — „Was?" — — „Wenn unser Handel noch in Genua entdeckt würde. Christenkinder verlocken, in die Sclaverei verkaufen...." Weiter hört' ich nichts. Ein Instinkt hielt mich oben. Von allen den Tausenden, die sie führten, hätte mir Keiner die Wahrheit geglaubt. Rannt' ich zurück, voran, in die Dörfer, in die Städte, — — das Volk hätte mich gesteinigt. Ich weiß nicht, war das, was ich damals empfand, Todesangst, oder hielt mich Gottes Arm oben fest. Ich sah nichts mehr, hörte und wußte nichts mehr. Leiser Chorgesang weckte mich erst, ich

blickte um mich, Alle waren fortgezogen, ich allein, und auf den verlassenen Feuerstellen verglimmten die Kohlen. Es dämmerte, ich stieg todesmatt von meinem Aste herab, legte das Ohr an die Erde und horchte, ob ich keine Fußtritte höre. Alles still. Da sank ich hin, dachte im Freudentaumel meiner Erlösung der tausend Unglückseligen nicht, und dankte Gott inbrünstig, daß er mich gerettet. Ich schlief ein und sah im Traume Dich, mein Herr und König, vor mir stehen, Dein Bild so ganz deutlich und lebendig, wie es, da ich erwachte, im Morgenscheine meine Sinne traf; so wähnte ich, wachend, fortzuträumen, und schloß die Augen wieder, um die Erscheinung nicht zu verlieren."

„Wohlan, Schwabenkind!" sprach der König fröhlich, „bist Du den Staufen so seelen-eigen, daß sie Deine Träume beherrschen, dann nimm des Staufen Schild, sei sein Schild! — In Leben und Tod, Heinrich! Da, nimm!"

Jauchzend hob Heinrich des Königes Schild, schwang ihn im Kreise über seinem Haupte, und rief: „Geb Gott nur Thaten! das ist das Beste!"

„Bist ein Schütz, willst das Beste!" erwiederte der junge König; „so lob' ich mir's. Uebe Dich derweil die Sehne zu spannen!" Hierauf zu seinen Begleitern: „Auf, mit Gott, meine Freunde! Ein gutes Vorzeichen, das Deutschland mir sendet! — Auf, nach Pavia!"

Im Abendzwielicht jagte Meister Clincior auf schweißbedecktem Rappen durch die Straßen Genuas. An einem Fenster des Palastes Lavagna stand Madonna Maddalena Fiescho von Lavagna im Gespräche mit ihrem Mädchen. Clincior sah von weitem ihren schwarzen Schleier wallen; er dachte an ihr wallendes schwarzes

Haar, und vergaß darüber den Auftrag, den zu bestellen er nach Genua zurückgeritten. Er zog den Zügel seines Rappen an und ritt langsam die Straße herauf.

„Er ist's!" sprach Cecchina, das Mädchen des Fräuleins. Dieses erwiederte nichts, und zog sich vom Fenster zurück.

„Gewiß, Madonna!" sprach Cecchina auf's neue, „es ist Clincior; erinnert Ihr Euch seiner nicht mehr? bei dem Feste, das die Republik dem jungen Könige von Apulien gab, war er Euer Tänzer, Madonna."

„Was weiß ich?" rief das Fräulein, verlegner als unwillig sich von der Dienerin wendend.

„Wie? Ihr wüßtet es nicht mehr?" fuhr die Geschwätzige fort; „als er zum ersten Male zu Euch trat, erschracket Ihr heftig, als hätte er ein böses Auge, kehrtet ihm fast den Rücken zu und sprachet mit Eurem Vetter Andrea. Er richtete zwei oder drei Worte an Euch, und Ihr

gabet ihm nicht mehr als zwei oder drei als Antwort zurück, und Alle verwunderten sich über Eure Unhöflichkeit gegen den edlen Herrn."

„Ist's wahr?" fragte Maddalena zerstreut, den Kopf in die Hand stützend.

„Gewiß, Madonna," fuhr Cecchina fort, „und dennoch gabet Ihr ihm später die Hand zum Tanze. Ihr waret sehr ernst und blaß wie jetzt, da Ihr mit ihm den Reigen eröffnetet, — blaß wie jetzt...."

„Thörin!" sprach Maddalena erröthend.

„Was macht er jetzt in Genua?" schwatzte Cecchina, den Kopf weit zum Fenster hinausstreckend; „ich dachte, er müßte mit dem Könige schon längst in den Alpenpässen sein."

„Es ist nicht Clincior," sprach Maddalena, aufathmend. „Du versahst Dich."

„Bei meinem Schutzengel, er selbst ist's!" betheuerte das Mädchen. „Seht doch! Langsam reitet er heran; seine Blicke leuchten durch die

Dämmerung. Als ob er sich verkennen ließe! Stattlich wie ein König, ernst wie ein Greis, geschmeidig wie ein Jüngling, — in allem der Ausdruck der ächtesten Männlichkeit. Sein Haar, seine Mienen, seine Haltung, die Glut seiner Augen bezeugen, daß er in der Blüthe des Mannesalters steht; der Mund des Gerüchts macht ihn älter. Den sollte ich nicht wieder erkennen? Wer ihn einmal sah, vergißt ihn nicht so leicht. Ich bin gewiß: er hat einen bösen Blick; denn man kann seinem Auge nicht entfliehen, und wenn er lächelt, stockt einem das Blut vor Grauen. — Seht, seht, wie er immer näher kommt! Wie seine Blicke auf dieses Fenster gerichtet sind. — Weh uns, was will er?"

„Geh!" gebot das Fräulein, indem es sich in den Schleier hüllte. „Nein, bleibe! Verlasse mich nicht. — Ich sehe ihn, ich erkenne ihn wieder. Fort von diesem Fenster, Cec=

china!“ — Und doch blieb sie unwillkührlich, und spähte hinab.

Clincior ritt jetzt dicht unter dem Fenster, blickte ernstfreundlich hinauf und entblößte das Haupt zum Gruße; dann noch einmal fast unmerklich nach dem Fräulein zurückblickend, ritt er langsam weiter. Maddalena erblaßte und wankte; Cecchina's Arme stützten sie und hielten sie aufrecht. Bald wand das Fräulein sich los und sprach leise, doch hastig: „Fort von hier! Nur fort!“

„Um des Himmels willen, seid Ihr krank, Madonna?“ stammelte Cecchina, „ah! der böse Blick! Schütze mich, heilige Anna; Ihr standet heute auf und vergaßet die Reliquien umzuhängen.“

„Was sagte ich, Cecchina?“ fragte das Fräulein, beide Hände vor die Stirne pressend; — „Das glüht! Ich bitte Dich, habe Geduld mit mir; ja, ich bin krank; tausend leuchtende Bil-

der und Gestalten flattern, sich drängend, verwirrend, vor meinen heißen Augen vorüber. — O fänd' ich Ruhe!"

Cecchina versuchte mit sanfter Gewalt das Fräulein fortzuführen; aber wie angezaubert an die Stelle, träumerisch in die Schatten der Nacht hinausblickend, blieb Maddalena am Fenster und sog die erquickende Kühle.

„Wie alles befriedet und mütterlich stillet die heilige Nacht!" sprach sie leichter aufathmend. — „Die heißen blendenden Träume des Tages flüchten vor dem Allerheiligsten, das sich aufthut und erweitert und alles Lebendige überwölbet; das Weltmeer des Herzens ebnet sich und wird zum zweiten Himmel, wird eins mit jenem über ihm und dieselben Sterne ziehen als Boten des Heils durch beide, und selbst aus jedem Schmerz entwinden sich aufwärtsstrebende, aufwärtshebende Gedanken."

Verwundert blickte Cecchina ihre Gebieterin

an; — „Ihr waret eben noch so aufgeregt und krank, Madonna ...."

„Laß mich, gutes Mädchen," unterbrach das Fräulein sie; — „ich bin ganz wohl. Nestle mir das Haar los und den Gürtel, und gehe dann zu Bette; einsam genieße ich noch die Wunder der Nacht."

„Doch bedenkt," sprach das Mädchen besorgt, „ich soll Euch allein lassen und der Palast ist heute wie ausgestorben; Euer Bruder Francesco und Eure Vettern Antonio und Andrea sind ferne, in Mailand ...."

„Nun?" fragte Maddalena lächelnd; „was weiter? Was hätte ich zu besorgen? Gib Dich zur Ruhe, gute Cecchina!"

Cecchina zog sich zurück. Maddalena weilte noch lange am offenen Fenster. Immer leerer wurden die Straßen, so still war's allgemein ringsum, daß sie das Rauschen der Wogen im Golf vernehmen zu können wähnte.

„Und Du, o Herz? Ach, aller Balsam der Nacht schließt Deine Wunde nicht! Ach, alle ihre Schleier verhüllen Dich nicht vor Dir selbst! O gäb's, gäb's eine Liebesthat, davon einzig würdest Du wieder gesund und frei wie einst! Wehe mir, wie tief sank ich; — schwach vor des Mädchens Blicken, zeigt' ich mich, — verrieth mich gar? Was soll noch werden? Wer rettet? ...."

„Er ist hier! wieder hier! Was brachte ihn zurück, wenn nicht die Liebe? Und ich bangte und bange vor ihm? Wie ein dem Grabe Entstiegener stand er vor mir, wie einer, der ewig zu wandern verdammt ist mit seinem Schmerz. Ja, Schmerz! nicht Schuld! Wär's auch Schuld, — ist denn Schuld nicht Schmerz?"

Ernst sinnend wandelte sie langsam in ihr Schlafgemach und betete dort vor dem Bilde der Gottesmutter um Frieden. „Mir und —

ihm!“ betete sie inbrünstig, aber der verlorene Friede kehrte in ihre Brust nicht wieder.

Sie trat jetzt vor den Spiegel, um sich zu entkleiden; die Lampe auf dem porphyrnen Candelaber flackerte im Luftzuge; ihr Bild im Spiegel zitterte. Sie sah es, als sie die goldene Spange lossteckte, welche ihr Obergewand am Halse zusammenhielt, und sprach schwergepreßt: „Bist Du’s noch, Maddalena? O wo ist Dein Stolz, Deine Zuversicht? Armes Auge, um dessen Sonnenblick die Edelsten Genuas flehten! Einst so hell und klarfreudig! — Und jetzt?“

Die Glocke eines nahen Thurmes wurde gezogen, — wohl für einen Sterbenden, — damit jeder Fromme sich des von der Erde Scheidenden erinnere und ihm als brüderliche Liebesgabe inbrünstige Gebete auf den dunklen Weg mitgebe. Langsam verdröhnen die Klänge, wie die letzten schweren Athemzüge des mit dem Tode Rin-

genden. Maddalena schauert; die Stimme des Todes sagt ihr erst, woran sie eben gedacht, zerhauet das Räthsel ihres Herzens. So plötzlich in stiller Nacht entfaltete sich das volle Bewußtsein ihrer Liebe unter'm schützenden breiten Gefieder des Todesengels, der mitleidig auf sie niederblickend in seinem Fluge innehält. Wie Todesnähe, Todeswehen empfindet sie jetzt diese Liebe; ist's Liebe, ist's schon Tod, ist Liebe Tod, was so süß und so furchtbar zugleich durch ihre Seele rieselt? Als gäbe sie in Wonnen dem Kusse des Todes sich hin, sinkt sie träumerisch auf das Ruhebette.

Plötzlich erhebt sich ein Sturm, der jetzt, einem ungestümen Freier gleich, das Fenster aufstößt. Bei dem Klirren der Scheiben fährt Maddalena empor, und wie sie aufsieht, trifft ihr Blick im Spiegel wieder ihr Bild. Sie erschrickt vor sich selbst. Hinter ihrem Antlitz funkeln zwei Blicke aus dem Spiegel hervor,

auf sie geheftet. Entsetzt wendet sie sich vor dem Gespenst und eilt gegen die Thüre zu, um ihr Mädchen herbeizurufen, doch stockt ihr der Athem. Da schlägt sich ein Mantel auseinander, zwei Arme umfassen, zwei Blicke durchflammen das Eis in ihren Adern. — Clincior ist's.

Maddalena athmet wieder; ihre ersten Laute, nur gehaucht: — „Mein böser Geist!" Lächelnd löset Clincior jetzt sanft die Fessel seiner Umarmung und spricht sie leise, mit süßem einschmeichelnden Tone an: „So begrüßet Ihr mich wieder, Madonna? Was that ich Dir, Maddalena, daß Du meinen Blick vermeidest, der nur aus dem Borne des Deinigen sein Licht und seinen Glanz empfängt? Gedenkst Du des ersten Blickes nicht mehr, in welchem mein Wesen mit dem deinigen verschmolz? Die Nacht, in welcher wir zuerst uns fanden, sank mit allen ihren glühenden Sternen in mein Herz; so viele

tausend Flammen schlagen jetzt wieder daraus empor; wirfst Du diese Nacht drüber, sie zu ersticken, armes Weib? Du vermagst es nicht! Wie die Schlange der Ewigkeit ringelt sich mein Verlangen um Dich. Da Dein Puls unter dem meinigen wallte, warst Du mein, Maddalena! Der Druck meines Fingers ritzte Dir die Haut, und als ob Dir Blutstropfen draus sprangen, Rosen aus Schnee, gefallen auf mein Herz als Schrift, bist Du mein, kein Gott zerreißt die Urkunde, mit der Du Dich mir zu eigen gabst."

Maddalena seufzte aus beklommener Brust. Clincior's Blicke zuckten wie Flammen, die um ihre Beute züngeln, auf ihrer Schönheit. „Du zitterst schaudernd vor meiner Liebe!" fuhr er leise fort. „Fühlst Du's, daß Du mein eigen bist? Mein eigen Dein schöner Leib, mein eigen Deine Seele? Unentreißbar, auf ewig verschrieben mein eigen? So lieb' ich, — ich! Wie

der Tod das Lebendige liebt, wie der Ocean die Erde; er umklammert sie mit tausend Armen, in Sturmesdonnern brauset er jauchzend auf, in jeder Secunde kann er sie vertilgen. So lieb' ich!"

Wild auflachend, daß ihr das Blut im Herzen vor Grausen stockte, stand er vor ihr, die Stirne gerunzelt, als laure in jeder Falte Verderben. Und doch empfand sie, in sich selber zusammengeschmiegt, im Todesbangen unsägliche Wonne. Er legte seine Hand auf ihren Scheitel, jeder Nerv glühte ihm, jede Muskel war straff angespannt vom tobenden wilden Lebensdrang; mitten in diesem Taumel aber schüttelte sein Geist die Adlerschwingen, und schwang sich über den Augenblick empor; und aus seiner Brust schrie — nur ihm vernehmlich — ihn niederdonnernd, der Hohn des Daseins.

„Was bin ich Dir, armes Geschöpf?" sprach er mit grausamem Mitleid, und den verstumpfen-

den Reiz sich schärfend durch das Bewußtsein seiner Grausamkeit, „Was mir selber? Dir die Liebe selbst, die verzehrende, — mir der Haß, der sich selber tilgt. Beides, Liebe und Haß, bin ich; Du vermagst sie nicht zu sondern, sie sind ursprünglich eins oder sind so ineinander geschmolzen, wie Metall in Metall! — Das All, durchädert vom Bewußtsein, daß es in jeder Secunde das Nichts sein wird! Armes Weib, was ist's, das Du an mir lieben kannst? Fast jammert mich Dein. Ich bin nicht jung, nicht schön, nicht geschmeidig in Worten und Thaten. Ich gebe mich nicht hin, ich verschenke nicht das kleinste Theilchen meines Wesens; ich verlange nur, herrsche nur, tödte nur. Ich habe keinen Gott, der mich erweicht; und die Glut, die aus meiner steinernen Brust herausschlägt, kann Dich nicht wärmen, nur tödten. So erkanntest Du mich, so bin ich, was liebst Du an mir?"

Maddalena hatte den Worten des wilden Freiers immer aufmerksamer gelauscht, und jedes folgende hatte sie höher aufgerichtet und gekräftigt, und ihr Bewußtsein geklärt. Edel und erhaben stand sie, ihn fast überragend, vor ihm und gab ihm die Antwort: „Was ich an Dir liebe? Dich, den Ganzen! den Mann!"

Ein Lächeln des Mitleids um Clincior's Lippen. „Kann ein Weib den Mann begreifen? Nicht seine Ganzheit, geschweige gar das Oedipusräthsel, das er fest in sich verschließt, dessen Siegel von keinem Kusse erweicht wird. Du, — nur ein Weib! willst's ergründen? Armes Weib! Du, das von dem Leben nichts kennt als die Blumen, nicht den Tod, aus dem sie hervorsprießen, — von den Blumen nichts als die Farben, den Duft, — nicht den Tod, der sich im tiefen Grund des Kelches birgt! Doch, ich erkenne Dich! Der Stolz der Freiheit regt sich in Dir, armes Weib! Du verschmähst es,

errungen zu sein, Du willst den Stolz des Hingebens, um den Stolz der Herrschaft zu erringen? In die Schranken treten willst Du mit mir? Ich seh's! Höher hebt sich Deine Brust, Deine Blicken dünken sich Könige oder Propheten. Armes Weib! Darin ganz ein Weib, in dieser Schwäche der Eitelkeit, und doch — nur ein Weib!" —

„Ein Weib!" erwiederte Maddalena mit Hoheit; — über wallt ihr dabei das Herz, — „ein Weib, das Dich liebt! Denkst Du geringer von mir, seit ich weiß, daß ich Dich liebe, seit ich stolz bin, daß ich's weiß? Jetzt, jetzt erkannt' ich's."

„Woran?" fragte Clincior zweideutig, in das Gefühl seiner strotzenden Manneskraft, seiner Uebergewalt floß Verachtung ihrer Demüthigung über; stolz, gewandt und kalt neigte er sich zu ihr mit den Worten: „Schöne Madonna, wäret Ihr gebunden, so lös' ich den Zauber, der die

edle Tochter Genuas erniedrigte. Gewiß, Madonna: denkt mich nicht mehr, dann bin ich nicht mehr; seht, welch ein schwaches Geschöpf ein Mann! O seht!" rief er plötzlich schneidend, — „seht, reizendes üppiges Weib, das ist Leben! ...."

„Clincior!" stammelte Maddalena in Todesangst. — „Du willst mich verlassen, verachtest mich! Brachst die Blume, wirfst sie weg! ...." Sie sah ihm in's Auge und las darinnen eine Schrift, wie Dolchspitzen so fein; jetzt ging ihr die Deutung auf, und unerschrocken rief sie in ihrer Liebe die Wahrheit ihm zu: „Verbirg Deinen tiefinnersten Schmerz nicht hinter Stolz und Verachtung, Deinen Stolz und Deine Verachtung trag' ich gern, mißkenne mich ganz, doch dann gib mir auch Deinen Schmerz ...."

„Weib!" rief Clincior wild. „Wag' es, zu sagen!" Und mühsam sich beherrschend, fühlend,

daß sie den rechten Fleck getroffen, verstummte er und brach wieder los: „Du siehst durch Thränen, drum wähnst Du mein Auge feucht. — Kein Laut! Weck' ihn nicht! Er vergiftet die Luft. Bei Deinem Leben; was weißt Du von mir?"

„Nichts, als daß ich Dich liebe," erwiederte Maddalena sanft, „und lieben werde, ob Du mich auch nur täuschen gewollt. Nur ein Weib, Clincior, doch ganz ein Weib!"

Clincior stand mächtig bewegt und wog Gedanken. „An keinen Gott kann ich glauben und sollt's an ein Weib? O Schmach! Brich ein, Boden unter meinen Füßen, wenn auch das Herz noch besiegt wird!" — Jetzt sprach er laut: „Geh, laß uns scheiden! Täuschung ist Alles; Sinnendrang, Augenblick noch das Einzig-Wahrhaftige." — Er reichte ihr die Hand zum Abschied und forschte dabei in ihrer Seele. Da sank sie vor ihm auf die Kniee und um-

faßte die seinigen. „Denke immerhin niedrig von mir, weil ich mich vor Dir erniedrige,“ sprach sie in ihrem vollen Schmerz. „O was ist Erniedrigung, was ist Höhe! Ich kann nicht anders, als zu Dir flehen! Nicht um meinetwillen stoße mich von Dir! Ich kann ja sterben! — Doch Du bist elend; Du darbst, Du hast keinen Gott als Dich, und wirfst verzweifelnd auch diesen von seinem Altar in der Staub! ....“

„Schweig!“ rief Clincior wild, sie am Arme fassend.

„Du hast Niemand, Niemand auf Erden,“ fuhr sie fort, „bis zu dieser Stunde Niemand als mich; ich muß Dir bleiben.“

„Fort, Natter Mitleid! Verflucht, wer Dich hegt und wärmt!“

„Mich zu verderben kamst Du, ich weiß es; und doch muß ich Dich noch lieben. Verzweiflung ist's ja, weshalb Du mit Herzen spielst;

an Verzweiflung stirbst Du Jahre lang. Genese an Liebe, sie ist Glaube."

Clincior lachte höhnisch auf; nicht ihr, ihm selbst galt dies Lachen. Die Arme über die Brust gekreuzt, sprach er hierauf ironisch: „Du willst mich bekehren! Laß sehen! Ich habe den Stolz des Weibes beleidigt; er will sich meine Achtung erzwingen. Versuch' es denn!"

„Sei's!" erwiederte Maddalena mit edler Würde; „ganz gebe ich mich Dir hin, Haus und Vaterland, Verwandte und meinen Namen selber lasse ich hinter mir, begrabe meine ganze Vergangenheit in Vergessen, will nichts als Dein sein. Die Stunde, da Du im Sturmwind kamst, selbst ein Orkan, trennte mich auf ewig von Genua und von Allem, was Gewohnheit und Sitte heißt, und gab mich in Deine Gewalt, doch nicht als Sclavin, wie Du gewollt, freiwillig als Sühnopfer für Dich, bring' ich mich Dir dar."

Clincior maß sie, starr vor Verwunderung, doch ungläubig schüttelte er das Haupt. „Du hast ein festes Vertrauen, Weib, auf einen, der Niemanden als sich selber vertraut. — Nein, geh! Es jammert mich Deine Jugend und Schönheit. Diese Stärke, die Du jetzt zeigst, die mich überrascht, ist Aufwallung der Leidenschaft, die Dich täuscht; unsäglich elend fühlst Du Dich, wenn Du davon erwachest."

„Ich wache jetzt," entgegnete Maddalena ernst, in der Weihe ihres Bewußtseins; — „die ganze Bedeutung meines Daseins drängt sich in diesem Augenblicke zusammen."

„Und wenn ich Dich täusche, verrathe?"

„So werde ich zu leiden wissen! das Leiden, — jetzt fühl' ich etwas davon — ist etwas Göttliches, des Menschen ganze Herrlichkeit, Glück und Hoffnung reicht an diese Kunst nicht hinan."

„Weib, was machst Du aus mir? Hinweg!

Du greifst in mein Herz, und fassest seine Nerven, daß sie lauten Schall geben. — Zum letzten Male, Maddalena, höre meinen Rath; er ist aufrichtig, höre ihn, eh's zu spät ist, locke mir nicht aus stillem Winkel der Seele Gedanken hervor, Raubthiere, die ich noch bändige."

Sie hob den schneeweißen Arm und sprach: „Hältst Du meine Liebe für so gedankenlos und niedrig, daß Du mich mit solchen Drohungen abzufertigen gedenkst? Wähnst Du Dich frei, ohne Rechenschaft, stolzer Mann? Gebunden bist Du an mich, wie ich an Dich. Seit jener Secunde, da Du im stillen Garten meinen jungfräulichen Leib umschlangest, bist Du nicht Dein, bist auch mein, und so wahr ich Deine Hand hier fasse und halte, ich gebe mein Recht auf Dich nicht auf. Zu stolz, meine Ehre vor dem Altare von Dir zurückzufordern, lieb' ich Dich zu sehr, als daß ich was Geringeres von Dir begehren möchte, als Deine Seele. So lerne

achten durch Liebe, glauben durch Liebe, und größer sein als Du bist!"

Clincior's Seele tobte in Aufruhr. Der beleidigte Stolz erstickte die Liebe; tückisch blickte er sie aus halbgeschlossenen Wimpern an, und ihre Hand drückend, sprach er: „Wohlan! Ein Wettkampf! Ein Spiel um Himmel und Hölle! Du setzest Dein Leben ein, — ich ein Wort, ein einzig Wort: — Achtung! Laß sehen, wie lange Du es erträgst!"

Sie schwieg. Gereizt schlang er den Arm um sie und führte sie gegen die Thüre. Auf der Schwelle hielt er inne und flüsterte ihr in's Ohr: „Und wenn Du Mutter würdest?" Sie bebte. „Eins fordre ich noch, wenn ich an das Weib glauben soll; — einen Schwur!" — Maddalena vermochte kaum vor innerem Grauen, ihn zu fragen; Clincior bemerkte es und sprach schadenfroh: „Einen Schwur, bedenke es! Schon jetzt gegeben! Du glaubst an

den Rächer des Eidbruchs? — Dem Kinde, hast Du eines in Todeswehen geboren, den Vater, Dich selbst verläugnen, fassest Du's? — Du vermagst es nicht! Zu viel verlangt' ich. Nein! Schwör' es nicht!"

„Ich schwör' es!" erwiederte sie schaudernd.

Auch Clincior schauderte. — „Besiegt zu werden von einem Weibe? Nimmermehr! Eher verschwinde mein Name und mein Gedächtniß von der Erde, und Niemand wisse, ob ich noch lebe, ob eingesargt sei! Mir gelob' ich dies, mir!" Dieß schwur seine Seele sich zu.

„Komm!" sprach er zu Maddalena, faßte sie so wild um den Leib, daß sie vor Schmerz aufstöhnte, hüllte sie in seinen Mantel und trug sie leisen Schrittes durch die wohlbekannten dunklen Gänge des Palastes Lavagna hinaus in die stürmische Nacht. Dann schwang er sich mit ihr auf seinen Rappen und sprengte von hinnen. Als er um die Ecke einer

Straße bog, zeigte sich ferner Lichtschimmer. Ein Leutpriester war's, der von seinem Besuch am Sterbebette zurückkehrte. Hell klang das Glöcklein des Meßners durch die Nacht und dumpf das Gebet der kleinen Schaar, die dem Priester folgte, für die Seele des Todten.

II.

Am Felsenstrande einer tyrrhenischen Bucht stand ein alter Heidentempel, welcher in späteren Jahrhunderten zu einer christlichen Kirche geweiht worden war. Längst waren jedoch auch die neuen Mysterien drinnen verstummt, und die Altäre ihres Schmuckes entkleidet; seit manchen Jahren schon wanderte kein Priester mehr an Festtagen aus dem entfernten Sitze seines Sprengels in den Tempel, denn der Strand rings umher war unbewohnt und nur selten legte ein

Schiffer, vom Sturme gezwungen, in der unwirthbaren Bucht an, obgleich die Haine, welche den Tempel umgaben, verwilderten Gärten gleich, Früchte die Hülle und Fülle darboten und genug klare Quellen aus den Felsen sprangen.

Unter den Säulen seht Clincior sitzen; einem von jenen Steinbildern gleich, die verstümmelt, von Moos überwachsen, aus Trümmern, dichtem Gesträuch und hohem Schilfgrase hervorragen.

„Nein! Besitz ist nicht Glück!“ tönt es aus seiner Brust herauf, als Schmerz und Entsetzen zugleich. — „Was ist Glück? Gebt Antwort, ihr Wellen, die ihr nicht müde werdet, die trotzigen Schädel an diesen Klippen zu zerschellen! — Weshalb dieser Trieb, Natur, Dich, in tausendfache Gestaltungen zersplittert, auszuleben? Dieß lachende Jagen nach Verwesung, wozu? wenn Verwesung nur Keim neuen Le-

bens, dessen Bestimmung wieder nur Verwesung?....“

„Wie Du mit Deinem Frieden so schamlos gleißest, wangenrothe, königliche Lügnerin Natur? — Als ob diese Wellen, die sich wie nackte Jungfrauen vorm Auge des Lauschers mit den Leibern eng aneinanderschmiegen, daß ein Glied die Hülle des andern, ein Leib das Gewand der andern scheine, und alle nur eine einzige in tausend Schleier gehüllte Schönheit? Doch lechzen eure Lippen, die ihr, o buhlerische Wellen, jetzt noch zum Kusse des Abendrothes spitzet, schon in unsäglicher Wollust dem Moment entgegen, wann sie ein unbewachtes Leben erraffen, an sich saugen, — Vampyre! Wie diese Felsen starre Ruhe heucheln! Oh, ihr bebt zuweilen, vor Wuth, daß die Brandung an euch nagt! Ihr Himmelslichter, wie prunket ihr mit Sanftmuth! Sclaven der Nothwendigkeit! Die Meteore verrathen euch, die ihr zuweilen im

Zorn von euren flammenden Locken schüttelt! Lüge, Verrath, Krieg und — Ohnmacht in Höhen, in Tiefen, am Firmament, im Schooß der Erde; — in der Brust!"

„Ich ertrag' es nicht! dieß Weib! Ihren Himmel zertrümmere ich ihr, und sie liebt mich noch! Schmach und Schande über meine ganze Mannheit! Der Anblick ihrer Seele wirft meinen Stolz zu Boden, und ich fühle, daß ich an sie gebunden bin. Wie? schon besiegt? Und so leicht besiegt? Nimmermehr! Eher zerfleische sie und mich jede Qual. Fort! fort, daß sie sich des Triumphes nicht freue! ...."

„Armseliger! Ist dieses Geständniß nicht schon eine Niederlage? — O, noch einen Schatten von Freiheit erhasch' ich. Nährt' ich umsonst dies Sein durch Raub am Lebendigen? Sog es umsonst mit jedem Athemzug tausend Atome, tausend Keime Werdender ein? Bloß, daß es, nachdem es in namenlosen Qualen dem

Räthsel seiner Freiheit nachgerungen, — sie mit einem Male an die Nothwendigkeit hingebe? Ein einziger Druck der geheimen Feder, und der Ring zerbirst. Hier liegt's!"

„Kaf! Kaf!" rief er jetzt.

Ein brauner Diener schlich aus einem Seitenpförtchen des Tempels, wo eine nun auch zerfallene Sakristei angebaut war, den Finger an die Lippen gelegt, und leise mahnend: „Herr, sie schläft!"

„Fragt' ich Dich?" erwiederte Clincior. — „Zäume mir Zerduscht."

Verwundert blickte Kaf ihn an, und wagte die Frage: „Reisen wir?"

„Ich!" sprach Clincior. Das trotzige braune Gesicht des Dieners verfinsterte sich, doch demüthig kreuzte er nach orientalischer Sitte die Arme vor der Brust und verschwand, das Gebot seines Herrn zu erfüllen. Clincior schritt, mit sich ringend, zwischen den Säulen auf und

nieder. „Es muß sein!“ sprach er endlich entschieden. „Dieser Wahnsinn, der die Welt beherrscht, zerschelle an meinem Trotz!“

Da erschien der Diener wieder und meldete, daß er den Befehl vollbracht.

„Deine Stimme zittert! Wovon?“ fragte Clincior. „Schämst Du Dich nicht?“

„Bin ich denn ein Mann?“ erwiederte Kaf, wild lachend. „Gibt's Scham für Eunuchen? Viel vom Weib nahm' ich, — Scham ist drunter, — Treue auch. Ich schäme mich nicht, es zu sagen. Ich hasse alles, was Mann heißt, Euch allein lieb' ich, denn Ihr gabt mir die Freiheit; drum bin ich freiwillig Euer Sclave, Euer Hund, wenn Ihr wollt. Ich lebe auf, wenn ich Euch sehe; — Ihr wißt's, und doch murre ich nicht, wenn ich Euch nicht folgen darf, obwohl mir's ärger ist, als wär' ich gefangen; ich murre nicht, denn Ihr wollt's!“

„So sprich! Was gibt's?“ fragte Clincior,

indem er wohlgefällig seine Hand auf die Schulter des Eunuchen legte.

„Drei Jahre lang hütete ich, Euer Antlitz entbehrend, nach Eurem Gebot Euer Schloß Campofelice," erwiederte Kaf; — „und ging, als Ihr dem Könige folgtet, mit nach Genua, wo Ihr mich bleiben hießet, bis Ihr mich riefet, denn Ihr ginget mit Priestern und ich glaube an Allah. Zwei Wochen kaum dien' ich hier wieder, seit wir Madonna hieher brachten. Nehmt uns mit Euch!"

„Nimmermehr!"

„Und Madonna? O Herr, sie liebt Euch; so liebte noch nie ein Weib! Sie stirbt, wenn sie erwachend sieht, daß Ihr sie verließt."

Clincior schwieg und verbarg seine innere Bewegung. Endlich raffte er sich auf und sprach rauh und hart: „Meisterst Du mein Thun? Schweig' und vollstrecke, was ich Dir befehle!"

„Herr, ich thu's!" erwiederte der Eunuch.

„Führe Zerduscht mit verbundenen Hufen über die Quadern hinweg, in's Gebüsch; Du kennst seine Art; dann kehre zurück und harre vor der Pforte. Erwacht Deine Herrin, so sage ihr: daß ich sie verließ, daß ich sie nie mehr wiedersehen werde. Fragt sie, wohin ich ging, so sage ihr, ich ging nach Genua, eine Schönere zu werben, als sie. Sag' ihr, ich liebte sie nicht mehr. Und dann fort von hier, Du und sie, — nach Campofelice oder Capua."

„Herr?"

„Bin ich's noch? So gehorche! — Höre weiter! Beobachte sie scharf, ob sie mich anklagt, ob sie jammert, belausche ihren Schlaf. Im Schlaf wird die Zunge zur Verrätherin des Herzens. — Sie wird Mutter werden. Sorge, daß ihre Ehre vor bösem Leumund sicher bleibt. Merkst Du auch auf alles? Bei Deinem Kopfe,

behalte jedes Wort, das ich Dir jetzt sage. Genest sie eines Kindes, so belausche sie, wenn sie mit dem Kinde tändelt, ob sie ihm den Namen des Vaters, meinen, nennt, um ihr Herz im süßen Gekose der Erinnerung zu entladen. Doch versuche sie sich nicht dazu und halte dem Kinde den Vaternamen geheim, wie die Mutter es soll...."

„O Herr, wollt Ihr sie tödten?"

Clincior blickte zu Boden und schwieg eine kleine Weile; endlich sprach er bewegt und weicher, als Kaf ihn je gesehen, vertraulich zu diesem: „Alles, was ich besitze, Schlösser und Schätze, — Du weißt, Du allein, wo sie liegen — Alles ist von heute an ihr Eigenthum und ihres Kindes. — — Stets warst Du mir treu, Wüstensohn, — von jetzt an sei es ihr, und sei es einst ihrem Kinde. Verwalte ihnen gewissenhaft ihr Gut. Schütze sie, wo Du kannst. — Genug! Ich weiß, Du wirst es.

Behalte alles; ich werde Rechenschaft verlangen. Führe Zerduscht hinaus! — Und so — leb' wohl!"

Der Eunuch ging schweigend gehorchend hinweg, und führte den Rappen mit verbundenen Hufen eine geraume Strecke hinweg auf den Kreuzweg und kehrte wieder, der armen Herrin gedenkend, welche das nahe Unheil noch nicht ahnte.

Indessen betrat Clincior leise das Innere des Tempels; er mußte sie einmal noch sehen. Die armselige, jeden Schmuckes entkleidete Celle war zu einem Heiligthume der Liebe geworden. Auf Binsen lag Maddalena in süßem Schlummer und träumte von Clincior: sein Wesen glühe in derselben göttlichen Läuterungsflamme, welche das ihrige durchlohte.

Erschüttert stand der stolze, finstre Meister vor der Schlummernden. Ihre jungfräuliche Mütterlichkeit und die Majestät ihrer Schön-

heit klagten ihn an. Die leise zuckenden Lippen, halb offen, als schwebe sein Name auf ihnen, lockten ihn zum Kusse, und doch scheuete er sich ihnen zu nahen, als wecke er, wenn er sie entweihe, einen rächenden Cherub.

„O Weib! Weib!“ stammelt er leise, hingerissen.

Da streckt sie im Schlafe die Hand nach ihm aus.

„Sie fühlt meine Nähe! Schon überwunden, wähnst Du? Nie! Nie!“ — Er reißt sich los, eilt hinaus, gewinnt den Kreuzweg, besteigt den Rappen und jagt in der Richtung nach Genua zu fort.

Kaum hat Clincior den Tempel verlassen, so erwacht Maddalena beklommen, erhebt sich und ruft nach dem Geliebten.

Keine Antwort. Ihre Angst wächst. „Clincior! Clincior!“ Sie eilt der Pforte zu; da klaffen die ehernen Flügel auseinander und Kaf, der Eunuch, steht vor ihr. Sie faßt ihn an der Hand und sucht in seinen Blicken nach der Wahrheit; kaum vermag sie zu fragen: „Wo ist Clincior?“

Schweigend winkte Kaf, daß er sie verlassen. Ihr Unglück hatte ihn so überwältigt, daß er seines Herren harten Befehl nicht wörtlich auszurichten vermochte. Sie war stärker als er. „Sprich!“ gebot sie; „ich ahne Alles, doch wissen will ich's!“

Kaf begann: „Madonna, mein Gebieter hat Euch verlassen, er trug mir auf....“

„Trug Dir auf?“

„....Euch zu sagen....“ Kaf stockte.

„Verlassen!“ hauchte sie, marmorbleich, das Haupt neigend. So stand sie einige Secunden lang, plötzlich aber richtete sie sich wieder auf,

von siegreicher Klarheit strahlte ihre Stirne; das Vertrauen der Liebe war's, das sie wieder belebte, und nur eine Prüfung, was sie erkannte, eine Prüfung, welche zu ertragen sie Kraft genug in ihrer Liebe fand. Da traf das Wort „Genua" aus Kaf's Munde ihr Ohr. „Genua?" rief sie, — „beim allbarmherzigen Gott! sprich die Wahrheit. Genua, sagst Du?"

„Genua!" wiederholte der Eunuch.

Laut schrie sie jetzt auf vor Todesangst um Clincior. „In Genua leben Lavagnas. O mein Gott, Genua ist sein Sarg! Die Lavagnas werden ihm als Raub anrechnen, was mein Geschenk war, und eh' er den Mund zur Vertheidigung öffnen kann, werden Wunden in seiner Brust statt seiner reden und seine Schuldlosigkeit bezeugen. Nur ich kann ihn retten! Mein Blut ist das edelste, das die Lavagnas auf Erden anerkennen, und stammte er auch aus Königsgeblüt. Sie werden es annehmen als

einzig würdiges Sühnopfer ihrer Rache. Auf! nach Genua, — Du liebst ja Deinen Herrn, zeig' es jetzt, folge mir!"

„Zu Eurem Befehl, Madonna!" erwiederte Kaf, die Arme auf der Brust gekreuzt und so tief sich vor ihr verneigend, daß sie die Schrift des Mitleids, die zwischen seinen Stirnrunzeln stand, nicht gewahren konnte; — „ich gehe, den Zelter zu zäumen, da Ihr es wünscht."

„Wär' auch dies nur Prüfung?" fragte Maddalena, als sie allein war, sich selbst; — sie sank auf die Kniee; — „Nein! nein! O sende Deine himmlischen Schaaren, ihn zu beschützen, barmherziger Gott, — leite mich, mich nach der Vaterstadt; was Ehre, was Schmach! — Laß mich ihn nur retten und sterben, gnädiger Gott!"

Kaf kam zurück. „Euer Zelter ist gezäumt, Madonna, seid Ihr bereit?"

„Ich bin's!" rief sie und folgte ihm. „Nach Genua! Nach Genua!"

Kaf erwiederte nichts, half ihr zu Pferde und führte sie auf einsamen Pfaden nach dem Schlosse Campofelice in Apulien, dem Eigenthume Clincior's, wo ein großer Theil seiner ungeheuren Schätze aufbewahrt lag.

Clincior war kaum fünf Stunden geritten, als er sich wieder auf einer offnen Heerstraße befand, welche nach Pisa führte. Er hatte beschlossen, wieder mit dem jungen Könige Friedrich zusammenzutreffen, und fortan von dessen Seite nicht eher zu weichen, als bis dieser die deutsche Königskrone auf dem Haupte trage. Die innige Freundschaft, welche den finstern Meister aus Neapel mit Friedrich's Vater, Kaiser Heinrich dem Sechsten, verbunden, trug er auch

auf den Sohn über. Den Weg über Genua aber, welchen Clincior mit leichter Mühe hätte vermeiden können, hieß sein Trotz ihn wählen; kein Lavagna sollte von ihm denken, daß er die Rache der Verwandten Maddalena's scheue.

Das Bild dieser liebenden Frau vermochte er übrigens weder aus seinem Geiste, noch aus seinem Herzen zu verbannen. Ohne daß er sich's gestand, empfand er zum ersten Male Achtung vor der Würde des Weibes, so sehr sein Stolz sich dawider sträubte; ja er liebte sie, ohne es zu wissen. Es drückte ihn das Gewicht des Frevels, den er mit ihrem Herzen getrieben, und er suchte sich vor sich selbst zu rechtfertigen, aber kein Grund hielt; schmerzlicher als je empfand er die Zerklüftung seines eigenen Wesens, und nichts blieb ihm als zum Hohne zu flüchten. „War's meine Schuld?“ also trog er sich selber; — „sie gab sich mir hin wie ihrem Gotte, — und wenn ich sie täusche,

was thu' ich Schlimmeres als ihr Gott? O Leben, prunkvolle Schöpfung aus Nichts! Dein „Werde," Dein Athem ist — Täuschung!"

Glockenklänge weckten ihn aus seinem menschenfeindlichen Selbsthaß. Er blickte auf und sah die Schaaren der deutschen Knaben, welche sich unter Nicolaus von Köln zum Kreuzzug verbunden hatten.

Sie waren von Genua, wo sie wider Verhoffen keine Schiffe gefunden und sich nur kurze Zeit aufgehalten hatten, nach Pisa gezogen. Aber wie war das Aussehen der Knaben verändert, seit Clincior sie in jenem vom Tanaro durchschlängelten Thale erblickt! Ermattung, Entbehrung, Trostlosigkeit, Heimweh redeten aus den eingesunkenen Augen, aus den abgemagerten Wangen, hinfällig wankten sie dahin, die jungen Pilger, deren Haufen sich stark zusammengeschmolzen zeigten, da viele aus Ermattung am Wege liegen und zurück geblieben, viele

andre elend verkommen waren. Seit in Genua die Nachricht laut geworden, daß die Marseiller Knaben theils an den Klippen von San Pietro ertrunken, theils in der Saracenenfürsten Gewalt gekommen, war im Volke die fromme Begeisterung für die neuen Ankömmlinge verdunstet; es sah in jenem unglücklichen Ausgange ein Mißfallen der göttlichen Vorsehung, und das Unternehmen, das früher wie Gottes Wille, erschien jetzt wie ein thörichter Frevel. Der Rath der Republik Genua verbot den mit dem Kreuze bezeichneten Kindern längeren Aufenthalt in der Stadt.

Elincior erinnerte sich an den Auftrag des Erzbischofs. „Maulwurf Zufall!" rief er lachend, „diese Genuesen fürchteten gewiß, die Knaben mit dem Kreuze möchten sich über Nacht in Heuschrecken verwandeln und Genuas Vorrathskammern leeren. Wo hinaus, ihr verirrten Läm-

mer?" sprach er die blassen Knaben an, „wo habt ihr Eure Hirten?"

Er spornte den Rappen, bis er zu den Greisen kam, die verdrossen zu beiden Seiten des Weges schritten.

„Steht!" rief er ihnen mit starker Stimme zu. Sein Rappe bäumte, daß die Hufe fast über den Stirnen der beiden Greise hingen. Entsetzt warfen sie sich zur Erde. Er brachte den Rappen zum Stehen. Sein Antlitz schien plötzlich ein andres, seine Züge drückten Freundlichkeit, Vertraulichkeit, Verschmitztheit aus. Er stieg vom Pferde, wickelte den Zaum um den Arm und schritt zwischen den Greisen, deren Befremden über die seltsame Begegnung sich je mehr verlor, je mehr Worte er mit ihnen wechselte.

„Ihr seid mißvergnügt, ehrwürdige Herrn," sprach er, „weil Ihr in Genua die Schiffe nicht fandet, die Ihr zur Ueberfahrt erwartetet. Man

kann Euch nicht Unrecht geben, wenn man die Strecke Weges in Anschlag bringt, die zwischen Genua und Pisa liegt. Ihr verloret nichts, Ihr gewannt viel! Was blickt Ihr mich mißtrauisch an? Ich erwies Euch einen Dienst!"

„Wohin soll das führen?" fragten die Beiden.

„Ich hatte vom Könige eine Sendung, Euch nach Genua zuvorzueilen und der Republik zu sagen: daß ein paar Handelsleute kämen. Seid ruhig, ehrwürdige Herrn, durch mich erfuhr sie es nicht; doch erfuhr sie wunderliche Kunden von Marseille. Dankt Gott, daß Ihr aus Genua seid. Bevor ich weiter spreche, laßt uns wie rechtschaffene Kaufleute unsern Handel ins Reine bringen. Wie viel gebt Ihr, wenn ich Euch sage, vor welcher Rhede am tyrrhenischen Meere jetzt der Kaper kreuzt, den Ihr im Golf von Genua vermuthetet? Gebt mir ehrlich Be=

scheid, denn wir sind unter uns und keines von diesen deutschen Kindern kann uns verstehen."

Mißtrauisch sah ihn Einer der Beiden an und sprach, indem er dem Andern verstohlen einen Wink gab: „Wir wollen die Knaben einstweilen weiter ziehen lassen und uns an einem sichern Orte besprechen."

„Gut!" erwiederte Clincior, „wir sind dann nur zu Dritt, ich und ihr — zwei! Zwei bis fünfhundert Schritte ist's von hier bis zu der Klippe, die ins Meer überhängt. Ein stiller Ort zum Handel. Das Gebraus der Wellen verschlingt jeden Laut." Er wickelte den Zaum vom Arme los und kneipte seinen Rappen am Ohre, der plötzlich stille stand und den Kopf schnuppernd zu Boden senkte.

„Ihr seid ein kluger Mann!" versetzte der Eine, ließ Clincior vorangehen und gab dem Andern hinter Clincior's Rücken ein Zeichen.

Sie erreichten die Klippe, an deren Fuße unten die Wellen tosend anschlugen.

„Wir sind zur Stelle,“ sprach Clincior. „Laßt uns zum Abschluß kommen!“

„So redet!“ erwiederten die Beiden, indem sie ihn in die Mitte nahmen.

„Haltet ein!“ rief Clincior, „ehrwürdige Herrn, ihr wolltet meine Beichte empfangen. Gebt erst die Eurige!“

„Spricht er im Wahnsinn?“

„Euer Bekenntniß, Ihr sehr ehrwürdigen Priester! Ich bitt' Euch! Ihr schweigt? Nun zum Teufel, ich rede! Sei Einer dort oben, hier unten, hier zwischen uns, — was kümmert's mich! Was Euch; Euch gar! Seid ihr nicht Priester! O albernes Thier, genannt Mensch! Ein Hauch, eine Lüge, wirft Deine Klugheit, Deine Lüge zusammen. Ihr nehmt den Köder — Gott, und lockt Kinder und Narren. Fort! werdet selbst Köder! Da, Vielfraß Ocean, sättige Dich!“

Er packte sie mit gewaltigen Armen und schleuderte sie bis an den Rand der Klippe. Wie Polypen klammerten sie sich an seinen Leib. Ein furchtbares Ringen entstand. Arm in Arm, Fuß in Fuß gewickelt. Zoll um Zoll festen Landes weicht.

Endlich streift Clincior mit mächtigem Druck sie wie Schlangen von sich, — ein Stoß und sie stürzen hinab in die Brandung.

Langsam stieg er von der Klippe nieder. Die Schaar der Zurückgebliebenen starrte ihm voll Entsetzen entgegen; sie hatten den Kampf, hatten den Sturz der Führer gesehen. Clincior warf sich auf's Roß und rief ihnen zu: „Wer von Euch hat noch Lust nach Jerusalem? So wißt: Ihr waret den Saracenen verkauft, seit Ihr den Greisen folgtet. Geht hinter dem Pfluge, so erfüllt ihr den hohen Zweck des Menschen! Ein Joch für Euch, eine Vogel=

scheuche, und Ihr seid glücklich! O jammernswerthes seliges Geschlecht!"

Rathlos und niedergeschlagen standen die der Führer beraubten jungen Pilger. Einige wenige von ihnen, Jünglinge von Alter und Muth, drangen darauf, die Reise fortzusetzen, um eine Seestadt zu erreichen, und dort Ueberfahrt nach Palästina für Gotteslohn zu suchen. Andere begehrten zu ihren Aeltern und Verwandten heim. Wieder Andere schrieen nur nach Brot; Viele flehten nur um ein Obdach, um drunter zu sterben. Jene, welche auf die Fortsetzung der Reise drangen, ließen sogar Drohungen gegen Clincior hören, den sie im guten Glauben falscher Anklage gegen die ermordeten Führer bezüchtigten; da die Gefährten widerstritten, so ließen sie es auf den Ausspruch des Nicolaus von Köln ankommen, den sie als ein von Gott selbst erwähltes und geweihtes Wunderkind ansahen. Dieser aber gab auf die Frage: „Wo-

hin sollen wir ziehen, Nicolaus?" in seiner Unschuld die Antwort, die er von den Führern so oft gehört und auch dem Könige gegeben: „Zu Gott!" Dann jauchzten die armen Bethörten, schwuren, ihn nicht zu verlassen, und trennten sich von den muthloseren Gefährten. Da wurde aus recht beklommenen Herzen so manches Lebewohl gerufen. — Begeisterung und Ungemach hatten Kinder aus den verschiedensten Gegenden, die sich vorher nie gesehen, zu Brüdern gemacht, und nun schieden sie von einander, vielleicht für immer. Und gar die Matten, die den Keim des Todes schon in sich trugen, die nichts mehr wünschten, als Bruderaugen, in die sie sterbend blicken könnten! Klein, wie der Leichenzug eines Armen, war der Haufe, der durch fromme Schwärmerei erkräftiget, dem einmal erwählten Ziele zuzog. Die Zurückbleibenden sammelten sich um Clincior und baten kleinlaut um seine Hülfe und seinen Schutz. Als er sie so in ih-

rem ganzen Elend sah, wich in seiner Brust die Menschenverachtung für einige Augenblicke dem Mitleid.

„Kommt!" sprach er zu ihnen, „von allen Verlassene, selbst von Eurem Gotte verlassen! — Ihr vertraut Euch wunderlichen Führern." Grollend blickte er gen Himmel. „Immerhin besser," rief er dann wild und stolz, — „Ihr gebt Euch dem Willen dahin, als dem Zufall. O, tilgt' ich das alte und zeugte ein neues Geschlecht! Kommt!"

Nun zog er dahin an der Spitze der heimkehrenden Schaar, blickte unwillkührlich oft auf die Kinder zurück und dachte an jene einzige, kurze Zeit, als auch er glücklich, als er ein — Kind gewesen war.

Je näher sie Genua zu kamen, je lichter wurden die Haufen. Fast in jeder Ortschaft, durch welche sie zogen, blieben Einzelne sterbend,

Andere siech zurück, Andere verdingten sich gebrochenen Muthes als Knechte, um ihr Leben zu fristen.

Clincior war in Genua, nachdem er die Kinder dort ihrem weiteren Schicksale überlassen, bei einem Gastfreunde abgestiegen, der ihn nicht blos liebte, sondern auch, in heimlicher Scheu vor seinen geheimen Künsten, ihm Ehre wie einem Fürsten erwies. Dieser Gastfreund war, als er Clincior so unerwartet vor seinem Hause fand, so erschreckt, daß er seine Besorgniß vor dem Falkenblicke des Neapolitaners nicht zu bergen vermochte. Der Genuese zog den Gast eilig in das Haus und führte dessen Rappen in den Stall.

Befremdet faßte Clincior den Gastfreund in's Auge und fragte ihn, während er ihm die

Hand zum Gruße bot: „Was ist Euch widerfahren, Gevatter? Ist Euch mein Besuch ungelegen? Ich bitt' Euch: Sprecht frei heraus. Von allem Ueblem dünkt mich dies das schlimmste: Jemandem für einen Dienst zu danken, der sich entbehren läßt."

„Behüte der Himmel!" entgegnete der Genuese eifrig, „daß ein solcher Verdacht mich mit Recht treffe. Nein, Meister, mein Haus ist wie sonst und immer das Eure, so lang Ihr in Genua weilt, und ich bin reich geehrt, daß ein Mann wie Ihr, der weit und breit im Rufe übernatürlicher Kräfte steht, der vertraute Freund des seligen Kaisers Heinrich des Sechsten, ein Mann, dessen Stammbaum auf den weisen Meister Virgilio zurückführt, ein Mann, der in allen Ländern der Christenheit und der Heidenschaft mehr Schlösser und Schätze hat, als die Republik Genua, dies arme Haus seines Eintrittes würdigt."

„Was also sonst?“ fragte Clincior lächelnd.

„So wißt Ihr nicht, welches Gerücht....“

Ein lautes Gelächter Clincior's unterbrach ihn; — „daß ich ein Ketzer und Schwarzkünstler bin, nicht wahr? Das meint Ihr.“

„Lieber Meister,“ fuhr der Genuese ängstlich fort, — „Ihr habt einen schlimmen Handel begonnen, so schlimm, daß ich noch gestern gegen einen besonnenen Mann, einen Kaufherrn aus Florenz, (der Mann hat seine drei Schiffe zur See!) eine große Summe wettete, Ihr würdet Genua nie wieder betreten.“

„So erfahr' ich denn endlich den Grund Eurer Betrübniß,“ erwiederte Clincior, „es thut mir leid, daß Ihr die Wette verlort; nehmt dieß zur Entschädigung; ich bitt' Euch.“ — Er legte eine Börse voll Goldstücke auf den Tisch.

Der Genuese war beleidigt. „Das verdien' ich nicht! Ich bin reich genug, die Wette zu verschmerzen,“ rief er stolz und lebhaft. „Bei

Gott, ich sprach aus aufrichtiger Freundschaft zu Euch, und nun mäkelt Ihr an dem Klang meiner Worte, als wären's falsche Münzen, die Ihr prüft, bevor Ihr sie einstreicht. Mein Haus soll Euch, so lang Ihr in Genua weilt, den Lavagnas unsichtbar machen, wie den Gyges sein Ring. Aber um Eures Heiles willen nehmt treuen Rath an, und benutzt die Gelegenheit, um, eh' es zu spät ist, der Gewalt Eurer Feinde zu entrinnen. Die Zeit ist Euch günstig, zeigt ihnen Euer Antlitz nicht!"

„Weßhalb kam ich denn nach Genua," erwiederte Clincior, „als um ihren Zorn zu sehen?"

„Unseliger Trotz!" sprach der Gastfreund bestürzt; — „Seid Ihr bei Sinnen, Meister? Wisset: Galeeren kreutzen, mit Leuten der Lavagnas bemannt, von hier bis Palermo, um Euch zu fangen; bis an die Alpen eifert jeder Lombarde, der neuen Freundschaft der Lavagnas

schmeichelnd, Euch lebendig oder todt ihnen auszuliefern. Die Freundschaft des jungen Königes gaben sie auf, und verbanden sich mit den lombardischen Städten, einzig darum, weil Friedrich Euch in seinem Gefolge mitnahm. Und damit Ihr alles wißt: Heute Nacht tafeln sie in ihrem Palaste und halten, ergrimmt, daß Ihr ihnen so lange entgingt, auf's Neue Rath, Euch zu suchen und zu verderben. Dies gerade ist die sicherste Zeit für Euch, ihrer Rache unbemerkt zu entrinnen. Hört auf den Rath eines Freundes, ich beschwöre Euch, benutzt diese Stunden, werft Euch beim Anbruch der Dunkelheit auf Euer Roß, ich will Euch bis vor das Thor der Stadt begleiten...."

„Sie suchen mich?" rief Clincior. „Sie sollen mich finden. Wähnen sie, ich berge mich vor ihnen? — Dann sind sie feig durch und durch, sonst hielten sie mich der Feigheit nicht fähig. O Feigheit — Pest der Welt!

Gift, an das man sich gewöhnt, weil man's von Kindesbeinen an einathmet! Vor Feigheit ist's, daß sie beben und sie sagen: vor Wuth!"

„Was wollt Ihr beginnen?"

„Was ich muß, das heißt: was ich will."

„Ich bin Euer Gastfreund, Meister; ich darf, ich werd' Euch nicht aus meinem Hause lassen, auf daß Ihr blind in Euer Verderben rennt."

„Lieber Gevatter," sprach Clincior ruhig zu dem besorgten Genuesen, indem er vertraulich die Hand auf dessen Schulter legte. „Ihr seid ein ehrlicher Mann. Hättet Ihr ein Wort dreinzureden gehabt, als ich erschaffen wurde, ich bin überzeugt: Ihr hättet einen ganz andern Gesellen aus mir gemacht, — einen sehr friedfertigen Kaufmann oder einen sehr heiligen Priester, oder sonst ein brauchbares Stück Erdenkloß. Da ich aber nun einmal so bin, wie ich bin, könnt Ihr mir wohl einen Arm abhauen, aber keinen andern dafür einsetzen. Ich

gönne Euch Euer Glück, gönnt mir das meinige. Deßhalb laßt uns von andern Dingen plaudern. Kommt! Ich habe mit Eurem Weine ein Wort im Vertrauen zu reden; auch sollt Ihr von mir Wunderdinge hören, — entsetzt Euch nicht, nichts von Magie, — nein, ich bin ein Schulmeister geworden, Ihr dürft mir's glauben."

Der Genuese lachte, und entfernte sich, um Wein zu holen.

„Ich hätte die Faust, eine eiserne Ruthe zu führen," dachte Clincior, — „Völker fühlen keine sanfteren Streiche. Doch diese Zeit ist die des Schlafes, dieser König hat keinen Tropfen vom Blute seines Vaters. Das ist mein Fluch. Ich kam zu spät, oder Heinrich, der einzige Kaiser, der je gelebt, starb zu früh. Was leb' ich noch? Das tiefere Wissen, das ich mir errungen, das der Pöbel als Zauberei scheuet, ekelt mich an; ausgekostet hab' ich jeden Genuß. Allenthalben

rings um mich: Einförmigkeit, Stillstand, Ruhe, nirgends ein Streben. Einsam steh' ich in dieser Welt, so zehr' ich mich nutzlos auf, um zu athmen und meinen Schatten zu sehen. Ich taugte nur dazu, wie ein Gewicht mich in die Wagschale der Geschichte zu werfen, Jahrhunderte niederzureißen. Aber vergebens such' ich die, die durch die Bresche vorwärtsdringen mögen, und so hab' ich nichts vom ganzen Bewußtsein dessen, was ich sein könnte und sollte, als: daß mein Dasein vergebens ist!"

Mittlerweile kam der Gastfreund mit dem Willkommstrunk. Die Becher wurden gefüllt. „Auf Euer Wohl!" rief der Genuese; — „Auf Eure himmlische Seligkeit!" gab der Gast lachend zum Bescheid.

Clincior erkundigte sich im Laufe des Gesprächs um die Schicksale des jungen Königes, an welchem er lebhaften Antheil nahm. War doch Friedrich's Vater, Kaiser Heinrich, der Ein-

zige gewesen, der Clincior's innerste Wesenheit verstanden. Clincior haßte unversöhnlich die wachsende Macht Roms, und sah prophetischen Blickes die Alleinherrschaft der Kirche über den Erdball ausgebreitet. Deßhalb erfüllten ihn die junge Freundschaft des Stauffen mit Papst Innocenz dem Dritten, der Friedrich's Vormund gewesen, die Dankbarkeit des jungen Königes gegen die Kirche mit Schmerz und Grimm, und er folgte den Wegen Friedrich's von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, stets sorgsam lauernd, daß dessen edles und unbefangenes Herz nicht plötzlich irgendwie durch Dankbarkeit zu völliger Unterwürfigkeit verlockt würde.

Nun erfuhr er von seinem Gastfreunde, welche Abenteuer Friedrich in kurzer Frist bestanden, und wie er gleichsam durch ein Wunder den Nachstellungen der auf den Namen Hohenstauffen und den Enkel Barbarossa's erbitterten Lombarden entronnen war. Glücklich hatte der

König mit seinem kleinen Gefolge das treue Pavia erreicht und war von da, begleitet von den kriegerischen Bürgern der Stadt, bis an den Lambro gekommen, den er durchritt, indeß diese ihm den Rücken deckten. Kaum aber war er durch den Fluß, als die Mailänder mit gewaltigen Heereshaufen erschienen, und die Pavienser, da sie heimzogen, im blutigen Gemetzel überfielen. Friedrich indessen zog glücklich weiter nach dem treuen Cremona, und von da, begleitet von dem Grafen von San Bonifacio, nach Trient. Durch Tyrol nach Deutschland zu eilen, schien jedoch gefährlich, da des gebannten Kaisers Otto Kriegesvolk alle Pässe und Thäler durchwimmelte; deßhalb wandte er sich westwärts den wilden Alpenjochen zu, gegen Bormio und weiter, wo aus dem ewigen Eis des Bernina die schäumenden Quellen herabtosen, in's Oberengadin, und den schmalen steilen Pfad des Albula hinab. Von da stieg er nieder in das Davoser Thal,

bis ihm endlich die Heidenthürme Churs entgegenwinkten, und das Thal, von den Mauern des Galanda und des doppelgehörnten Mittenbergs wie zur sichern Freistatt umschanzt, ihn gastlich aufnahm. Von Chur aus folgte er dem raschen Laufe des jungen Rheins, und gewann von Schloß zu Schloß bis nach Sanct-Gallen hin durch den Zauber der Schönheit, des Muthes und der Milde jedes Herz.

Ulrich, der Abt, that freudig den Harnisch an, rief sein Volk zusammen und zog mit ihm gen Costnitz, wohin Otto aus Thüringen eilte; drei Stunden nach Friedrich kam dieser vor die Stadt, seine Köche waren schon drinnen. Der Bischof verschloß dem Gebannten das Thor, und dieser wandte sich jetzt nach Ueberlingen, um dem jungen König den Eintritt in Schwaben zu wehren. Aber rasch erhoben sich die Prälaten und Herren von Thurgau und Schwaben, jubelnd, den ersehnten Enkel des Rothbarts auf

den Thron seiner Väter zu heben. Ingrimmig tobte Otto, noch immer des apulischen Zauberkindes und der Männer spottend, die sich so leicht von diesem bethören ließen.

Während der Genuese diese Schicksale des jungen Königes erzählte, war eine Stunde verronnen und die Nacht hereingebrochen. Clincior stand auf, leerte den Becher und bat den Gastfreund, ihm sein Roß bereit zu halten.

„So wollt Ihr also meinen Rath befolgen,“ rief dieser freudig, — und die günstige Gelegenheit benutzen?“

Clincior erwiederte nichts; der Genuese nahm dies Schweigen für Zugeständniß und sprach, ihm die Hand drückend: „Dem Himmel sei Dank! Ihr nehmt meinem Herzen eine große Sorge ab.“

„Ich dank' Euch für Sorge und Gastfreundschaft!“ erwiederte Clincior, „lebt wohl, Gevatter! Sagt, wie lohn' ich Euch's?“

Der Genuese besann sich lange, er wagte die Antwort nicht; erst als Clincior ihn wiederholt aufforderte, sprach er zögernd und scheu: „Wenn ich Eins von Euch erbitte, was Ihr ungern hört, so zürnt mir nicht. Ihr seid ein gewaltiger, trefflicher Mann, und Euresgleichen ist keiner zu finden. Entsagt der dunklen Kunst, die alle Freuden Eures Lebens vergiftet, versöhnt Euch mit der Kirche, die Euch mütterlich wieder aufnehmen wird, wenn Ihr . . . .“

„Nie!“ rief Clincior wild, und verließ ihn rasch. Der Rappe wieherte ihm entgegen; er schwang sich drauf; der Genuese wollte ihn durch die Straßen bis an's Thor begleiten. Er lehnte es ab. Bekümmert betrat jener seine Stube wieder.

Clincior ritt indessen sachte durch die Straßen Genuas und hielt vor dem Palaste Lavagna still. Er stieg vom Rosse, streichelte ihm die Mähne, bog ihm das linke Ohr, und sprach

zu ihm: „Halte Wache für Deinen Herrn, mein kluger Zerduscht! Du weißt Dich zu wehren, wenn ein falscher Reiter kommt. Doch sei mir jetzt stille, scharre nicht, Du verrietheſt mich sonst. Bald geb' ich Dir Luft zu trinken, so viel Du verlangst!"

Der Rappe hob und senkte das Haupt, als wollt' er dem Herrn sagen, daß er ihn völlig verstanden. Leisen Schrittes trat Clincior in den Hof des Palastes.

Rauschende Musik und wüstes Geschrei hallten in den weitläufigen Räumen. Die Lavagnas hielten Freitafel für jeden Bewohner Genuas, der seine Hand auf den ehernen Löwen im Hofe legte, zum Schwur und Zeichen, daß er diesem Clincior's blutiges Haupt vorwerfen wolle. Da hatte sich denn zahllos Volk herbeigedrängt; die Säle des Erdgeschosses faßten kaum das Gesindel, das zechend, lärmend, den Zaubrer aus Neapel verfluchend, sich her-

umtrieb. Clincior aber schritt indessen unerkannt an dem Löwen vorüber und schlug mit der Faust auf dessen Haupt; dumpf dröhnte das Erz unter dem Ringe seines Zeigefingers. Rasch stieg er dann die prachtvolle breite Marmortreppe hinan. Alle Thüren standen offen, Fackelglanz erhellte die weiten Säle, in denen die Söhne der edelsten Geschlechter der Republik mit lombardischen Gästen an reichen Tafeln saßen; Clincior blickte spähend durch jede Thüre, bis er an eine kam, die zu einer Gallerie führte. Von dieser bot sich die Aussicht in den Saal, in welchem Francesco Lavagna, Maddalena's Bruder, mit seinen Freunden saß. Clincior beugte sich über die Brüstung der Gallerie und betrachtete, in seinen Mantel gehüllt, den Griff seines Dolchschwertes fest in der Hand, sich das Treiben. Der Saal war schwarz behangen, vier Fackeln brannten in dessen vier Ecken, Francesco Lavagna trug Haupt und Kinn glatt ge-

schoren, und eine kurze Kutte über dem Panzer. Sein Antlitz glich dem eines Todten, so tief waren die Augen in ihre dunklen Höhlen, Raubthieren gleich, zurückgekrochen; die Wuth, die er seit Wochen nicht ausströmen gekonnt, hatte ihm das Blut in den Adern vergiftet und nagte ihm am Herzen.

„Ihren Schmerz machen sie zur Comödie!" murmelte Clincior; „die armen Wände, was that ich denen, daß sie Trauer anlegen mußten!"

Die silbernen Pokale klangen an einander, „Verderben dem Verruchten!" scholl an Clincior's Ohr. Er lachte in sich hinein und murmelte höhnisch: „Schönen Dank! — Oh, welch' ein Muth!"

„Zum Abschluß, ihr Herrn!" rief Francesco, „seit einer Stunde nutzloses Hin- und Wiederreden, und er lacht vielleicht in sicherer Freistatt unsrer Ohnmacht und unsrer Wuth. Alles umsonst bis jetzt! Keine Spur, die ihn bezeichnet!

Sollt' ich in Ewigkeit verdammt sein, — ich muß ihn haben, zwischen diesen zwei Fäusten. O nicht die halbe Lust, ihn todt zu wissen — und ihn nicht selbst langsam würgen zu können! Sprecht, was beschließt Ihr?"

„Er fällt als ein Ketzer und Zauberer der Kirche anheim," sprach ein Prälat, welcher eben die letzten Tropfen aus seinem Becher geschlürft und nun den leeren dem Pagen zum Füllen reichte, der hinter seinem Stuhle stand. „Ueberlasset die Sache der heiligen Kirche!"

„Nicht Strafe!" rief Antonio Lavagna, Francesco's Vetter, „was Strafe? Schmach, Schmach will ich für ihn!"

„Entmannung auf offnem Markte!" schrie ein schmächtiger, leichtfüßiger Edelmann.

Francesco Lavagna wandte sich ab, sprang auf und ging hastigen Schrittes im Saale auf und nieder. „Ihr steht," sprach er heiser in sich, — „Ihr Säulen des Hauses Fiescho, jeder

Bube darf Koth auf Euch werfen! Jeder Hämmling darf hinter mir herrennen und mir in's Ohr raunen: „Lavagna, Deine Schwester? Lavagna, Dein Schwert? Lavagna, Dein Taufschein lügt."

„Ein Ghibelline!" sprach ein Mailänder. — „Ihr seid blind! Hätte ein Mailänder den Schimpf erfahren, — jedes Glied seines Leibes wäre Auge, und jeder Gedanke Dolch dazu."

„Nun, Mailand, wo ist jetzt Friedrich von Apulien?" unterbrach ihn höhnend der wilde Antonio. „Geht! Worte sind unblutig."

„Wollt Ihr Blut, alte Ghibellinen?" rief der Mailänder. — „Sant' Ambrogio! Ihr könnt es haben. Hier Welf!" Und er warf seinen Handschuh in den Saal.

„Friede, Friede, Ihr edlen Herren!" rief der Prälat. „Schimpf! Schimpf!" schrie Antonio. — „Blut um Blut! Was suchst Du an uns, Mailand?"

„Die neuen Welfen!"

„So finde die alten Ghibellinen! Wir haben's am Lambro neulich gezeigt, — Genuesen, wo Ihr?“

Die Schwerter waren entblößt. Drohend standen Antonio und der Mailänder sich entgegen.

„Friede im Namen Gottes!“ sprach der Prälat erbleichend dazwischen.

„Friede ins Teufel's Namen!“ rief Francesco Lavagna, indem er ihnen die Schwerter aus den Händen schlug. „O was für ein edler Kampf! Wäre Clincior hier, und sähe diese blanken Klingen, er lachte Euch in's Antlitz. Fort damit! Ist dies Euer Muth?“ Er trat an den Tisch, drängte, die ihm zunächst standen, zur Seite, und rief: „Seht mich! Geschoren den Scheitel, geschoren das Kinn, wie ein Büßender! Ich schwur's. Nicht eher soll Haupt- und Barthaar mir wieder wachsen, bis ich ihn habe! Seht, wir alle sind so lang Memmen!“

Kein Schwert blieb bei diesen seinen Worten in der Scheide. „Ja Memmen! Steckt ein!“ fuhr er fort, — „Memmen, sag' ich nochmals! Ihr könnt ruhig essen und verdauen, ruhig trinken und drauf schlafen. O könnt' ich Tiger wie Falken zähmen und loslassen: sie würden mir ihn bringen. Aber Ihr seid nichts als Menschen. Es kann Einer Eure Mutter am grauen Haare zupfen, — Ihr trinkt oder schlaft weiter. Pfui über Euch!“

„Vetter!“ schrie Antonio Lavagna.

„Nicht Dein Vetter,“ erwiederte Francesco, „zeig daß Du's bist, bring mich auf die Fährte! Sei mein Windhund, so will ich Dich meinen Vetter heißen. Geh, küß' ein Mädchen, Du heißest Antonio, aber nicht Lavagna. Sieh mich! Ich sterbe nicht eher, bis ich nicht wie ein Kind mit der Puppe, mit seinem rumpflosen Haupte spiele. Was schielst Du auf meine Blässe! Ihr seid krank, Ihr alle, nicht ich.

Fort mit uns! Drunten ist Volks genug! ihre Köpfe glühen, ihre Fäuste zucken, sie haben den Löwen berührt. Hinaus! — Werft Euch auf Gäule, durchjagt Italien und Deutschland, zieht die Sturmglocken in der ganzen Christenheit! Schafft mir Maddalena sag' ich, nicht die Lavagna, nein — Maddalena! es gibt keine Lavagna mehr, die Maddalena heißt. Fackeln! Fackeln! Steckt die Kirche an, in der er oder sie eine Freistatt gefunden! Rennt dem Säugling, an den sie sich klammert, Euer Messer in die Brust! O ihr Memmen, Ihr laßt Euch den Wein der Lavagnas schmecken und die Schwester der Lavagnas eine Metze nennen!"

„Du rasest! Du frevelst!" sprach der Prälat.

„Ist Ehre Raserei? Ist Schande zu dulden, — Tugend und Religion? Was Tugend, Religion! — Ehre will ich."

„Francesco raset," rief Antonio und näherte sich ihm, ihn zu fassen, zu bewältigen.

„Fort mit Dir!“ schrie Francesco, indem er ihn von sich wegschleuderte. „Nahe mir Keiner! Ich hab' ein Schwert, ich hab meine Faust, hab noch einen Namen, der wie ein Blitz versengt, wer ihn antasten will. Mein Haar wächst wieder, meine Ehre nicht nach. Gib mir Clincior in meine Faust. Unding, wesenloses! Gott! Tilge mich, wenn Du kannst; tilge mich doch, wenn auch Du Empfindung hast, wenn auch Du reitzbar bist durch Hohn, durch Jammer!“

„Ihr verlangt nach mir? Hier bin ich!“ rief Clincior in der Gallerie, und trat in den Saal. Alle Augen starrten nach ihm, wie er einem Dämon gleich finster daherschritt. „Was seid Ihr so verblüfft? Wähnt Ihr: ich fürchte Euch? Jetzt gib Deinen Bann, Prälat; jetzt vollstrecke Deine Entmannung, Wicht! Hieher, Francesco Lavagna, — nicht Dein Gott hat Dich erhört, — ich bin's, aus freier Lust, der

sich Dir stellt, — was willst Du beginnen?"

Wie Bildsäulen starrten die Zecher alle rings um ihn. Francesco Lavagna schritt ihm entgegen. Die Augen schossen ihm aus den Höhlen vor, die Hände fingerten krampfhaft nach dem Feinde. Sein Mund vermochte keinen Laut zu stammeln, und vor Wuth, auch vor lange erhaltener, endlich überschäumender, brach ihm, wie er endlich jetzt dem Feinde Aug' in Auge stand, entgegenwankte, entgegensank, — das wilde Herz.

„Todt!" sprach Clincior ruhig, ihn anblickend. „Gottes Gericht!" schrie der entsetzte Prälat, plötzlich ernüchtert; Antonio warf sich über die Leiche des Vetters. Clincior schritt stolz, langsam, unangefochten von den Uebrigen, aus dem Saale.

Kaum hatte er ihn verlassen, so gedachte der Mailänder seiner zuerst, und rief mit Donner-

stimme durch's Haus: „Clincior ist hier! Ergreift ihn!"

Dieser Ruf durchzuckt alle Gemüther. Das vom Weine erhitzte Volk in den unteren Räumen ergreift Fackeln, Messer, Dolche, was gerade zur Hand ist, und drängt sich an die Pforten. „Zu den Waffen, zu den Waffen!" schallt des Mailänders Stimme von oben dazwischen. Sich selbst hemmend wogt die Menge die Treppen hinab. Das Gesindel hat indessen den Rappen Clincior's erkannt, und bemüht sich denselben zu fangen. „Sein Zauberroß! Sein Knecht, der Teufel, in des Rappen Gestalt!" schreien sie durcheinander. Zerduscht, der bis dahin unbeweglich gestanden, durch kein Scharren und Wiehern seine Gegenwart verrathen, hebt den Kopf und sucht den Herrn. Als aber das weintolle Gesindel ihm nahe kommt, nach seinem Zügel fassen will, wirft er sich wild und kampflustig den Angreifenden entgegen, mit

gewaltigen Sätzen auf sie eindringend, wehe, wen seine Hufe treffen; er vertheidigt sich mit diesen und mit seinem Gebiß; ein panischer Schrecken faßt die Feinde. Da schreit Einer: „Fort mit den Waffen! Weihwasser herbei! Ex-orcirt!" Ein lautes Gelächter verschlingt diesen Rath; Clincior hat ihn gehört, und lachend schreitet er, die Schwerter, die von allen Seiten auf ihn gezückt sind, zurückschlagend, gegen das Thor zu. Jetzt wiehert Zerduscht, der ihn ersehen, in voller Freude ihm entgegen, und zermalmt, ihm zuspringend, die nächsten Keckſten. „Schließt das Thor!" schreit, aus einem oberen Fenster herabblickend, der Prälat, — „noch ist der Zaubrer im Palaste."

„Weihwasser!" brüllte unten auf's Neue ein zerlumpter Kerl, dem Zerduscht's Gebiß nach den Haaren geschnappt, — „Weihwasser herbei! der Satan faßt mich!"

Der Ruf des Prälaten ward unten gehört.

Die Klügsten wollen den Rath befolgen und suchen die Menge von den Thorflügeln zu entfernen, um diese schließen zu können. Dadurch wächst die Verwirrung, verdichtet sich das Getümmel. Allmählig gelingt's den Knaul zu lösen, schon dröhnen die Flügel in den Angeln. Zwei der Verwegensten fassen Clincior hinterrücks. Die Menge fängt an zu begreifen, um was es sich handelt, und zieht sich zurück. Schon nähern sich die Flügel einander. Clincior's Leben schwebt zwischen Thür und Angel; schon jubeln die Feinde, da gibt Wuth und Verzweiflung ihm zehnfache Kraft. Unversehens sich wendend, streckt er mit einem Faustſtoß die Nächsten nieder, fliegt aus der stets enger werdenden Pforte. Zerduscht herbei, Clincior drauf wie ein Blitz. Da schlagen die Flügel dröhnend zusammen. Clincior ist gerettet. „Gute Nacht, Prälat!" ruft er dem geistlichen Herrn zu, der, aus dem oberen Fenster eifrig

herabblickend, schaudernd ein Kreuz schlägt; das Volk auf den Straßen, das der Tumult im Palaste aus den Häusern gelockt, staunt, von Schrecken gebannt, ihn regungslos an.

III.

Friedrich's Macht war in Deutschland binnen kurzer Zeit unglaublich gewachsen. Umsonst waren seines Gegners Otto Muth, Strenge, List, um die Herzen des Volkes von dem jungen Sprößling der Hohenstaufen abzuwenden. Von Friedrich ging eine Morgenröthe freudiger Hoffnung aus, daß deutsche Herrschaft, im heiligen Segen des Friedens, die Länder der Erde durchkreisen werde. Denn, welche Macht vermöchte dem Doppelbunde zu widerstehen, wenn Kirche und

Kaiserthum wie zwei Schwestern sich die Hände reichten? So weit Christi Lehre gepredigt wurde, beugte sich Freund und Feind vor der Geistes-Hoheit des Papstes Innocenz des Dritten; über diesem Haupte der Christenheit schwebte werkthätig der Geist Christi; fleckenlos war sein sittlicher Wandel, sein Herz mild, sein Verstand scharf, sein Charakter unerschütterlich, der rechte Fels, auf dem der Herr seine Kirche gebaut. Neben diesem Manne Friedrich, die Herzen gewinnend durch Jugend, Schönheit, Muth, Milde, Klugheit, Fürstlichkeit, — durch lautere Dankbarkeit und aufrichtige Hochachtung mit Innocenz verbunden, welcher dem frühverwaisten Knaben Vormund, Schild, Stütze, Vater gewesen, — diesem Jüngling schon so nahe die deutsche Königswürde, deren Glanz, über alle Länder des Erdballs ausgegossen, in der Kaiserkrone seinen Brennpunkt fand; erneuerte Bündnisse mit Frankreich verstärkten seine

Macht; wie einen Erlöser von dem eisernen Joche des Kaisers Otto begrüßten ihn mit lautem Jubel auf den Reichstagen in Mainz und Frankfurt die Fürsten und die Bürger. Schon wich Otto, immer tiefer und tiefer in den Norden gedrängt, bis in seine welfischen Erblande zurück. Wer hätte in solchen Erlebnissen der Gegenwart nicht freudigen Muthes eine Bürgschaft glorreicher Zukunft gesehen?

In Otto aber, dem Gebannten, stand der unbeugsame Trotz Heinrich's des Löwen. Seit er die Kaiserkrone empfangen, vermochte er den Nacken, den er vor seiner Erhöhung vor dem römischen Stuhle aus List gebeugt, nicht mehr zu krümmen. Je rascher des Unglücks Schläge hintereinander ihn trafen, je weniger war er zum Nachgeben bereit. Je mehr der Fürsten von seiner Sache abfielen, je schärfer zog er die Zügel seiner Gewalt über denen an, die seine Würde noch anerkannten. Da die Liebe ihn

aufgegeben, setzte er seinen Stolz darein, durch Furcht sich zu behaupten. Er verschmähte es, sich in seinem sichern Norden zu vertheidigen; zum Angriff trieb es ihn. Er mißkannte, daß in Friedrich selbst genug Kraft war, die Herzen und durch sie die Krone Deutschlands zu erobern, und sah in ihm nur die Hand eines Riesenleibes, dessen Haupt der König Frankreichs, dessen Herz der Papst seien. Deßhalb beschloß er, gegen das Haupt, gegen das Herz anzurennen. So trug er, mit seinem Schwiegervater, dem Herzog von Brabant, verbündet, den Krieg nach Flandern, um den König von Frankreich durch einen kecken Schlag zu verderben. Die Grafen von Flandern und Boulogne standen zu ihm.

In Tournai, wohin er sich von Gent gewandt, ward Lager gehalten. Siegeshoffnung in allen Herzen, Freude auf allen Wangen. Bei vollen Bechern saß der Gebannte, um ihn

Flandern, Brabant und Boulogne, und ihre besten Ritter und Feldhauptleute. Würfel kreiseten von Hand zu Hand. Otto, der Kaiser, allein saß mit stillem Grimm unter den fröhlich zechenden Bundesgenossen.

„Weßhalb so wortlos, Tochtermann?" sprach Brabant, einen vollen Pokal hebend. „Kaiser, Euer Antlitz macht Euren Freunden schlimmen Muth!"

„Was liesest Du drauf, Brabant?" rief der Kaiser auffahrend.

Brabant hielt den herausfordenden Blick nicht aus, wurde blaß bis in den Bart, leerte den Becher und sprach: „Was ich drin lese? Ei nun! Eine Verschreibung für Paris, Orleans und Chartres an meine Tochter; ich denke: Ihr versprachet ihr einst die Schlüssel dieser drei Städte?"

Der Kaiser zitterte; die Erinnerung an eine Schmach, welche ihm Frankreich durch jene drei

Namen gethan, trieb ihm das Blut wie Gluth in den Scheitel. „Nimm Dich in Acht, Brabant!" sprach er lächelnd, indem er sich bezwang. — „Du wurdest blaß, als ich Dich anblickte."

Flandern und Boulogne legten sich in's Mittel, Brabant aber entwand sich geschmeidig den Launen und dem Argwohn des Kaisers. „Wir haben hier Muße, Frankreich zu theilen," rief er, mit erkünstelter Lustigkeit. „Laßt sehen, wie Jeder sich zufrieden gibt. Dieser Bissen von der See bis Cambray ist nach Eurem Geschmacke, Boulogne! Was meint Ihr zu Paris, Flandern? Was mich betrifft, ich begnüge mich mit Rheims, Chalons, Troyes — — "

„Und was bleibt dem Kaiser?" warf Otto frostig scherzend hin.

„Die Welt!" rief Brabant, mehr galant als lebhaft. „Was ist Paris gegen Rom, Troyes gegen Neapel und Rheims gegen Jerusalem?"

„Mindestens laßt Ihr mir Raum für die Zukunft," versetzte der Kaiser.

„Und meinen Arm für die Gegenwart! Gab ich Euch nicht schon mein Herz, mein Kind? Was sollen uns hier trübe Gedanken? Aus dem Grund dieses Bechers herauf schimmern seh' ich den Sieg."

„Wer spricht von trüben Gedanken!" rief der Kaiser. „Thor, wer sich dem Unglück gefangen gibt, eh' es ihn zu Boden warf, feig, wer nicht noch unter'm letzten Fußtritt des Elends mit dem letzten Zucken der Brust selbst es bekämpft! Fest ist der Boden unter uns. Treten wir nur drauf! Nach Schwerteslänge meß' ich Krone, Leben. — Trübe Gedanken! Nicht Stirnrunzeln, nein, das Lächeln meiner Macht soll zwischen heut und acht Tagen mehr Mütter weinen machen, als schlimme Gedanken in eines Verräthers Kopf aufschießen."

„So wahr ich diesen Becher leere," sprach

Flandern fröhlich, „so fest hoff' ich, daß wir als Sieger in Paris einziehen."

„Dann will ich Euch Philipp August's Krone schenken, und die des apulischen Knaben dazu, Ihr sollt Euch Becher draus schmieden lassen. Heda! Wein!"

Ein Edelknabe kam und brachte Wein. „Ein schöner Knabe!" sprach Otto, ihn wohlgefällig betrachtend; „Komm her! Kniee nieder!" Der Edelknabe that nach des Kaisers Gebot. Dieser berührte ihn mit dem Schwerte und sprach: „Wir brauchen neue Freunde. Steh' auf, sei ein Ritter!" Dann sprang er empor, warf den Becher zu Boden. „Das Herz schwillt mir. Wohlauf! Dieser war der letzte Edelknabe, der mir Wein kredenzte. Könige werden's fortan statt seiner thun. Bei den Spuren des Löwen: kein Tropfen Weins soll meine Lippen mehr nässen, bevor ich nicht den apuli-

schen Knaben selbst zu meinem Mundschenk gemacht.“

„So wird der junge Adler den Löwen tragen!“ fügte Brabant lächelnd hinzu, — „auf dem Wappenrock nämlich; denn Ihr werdet ihn doch hoffentlich Eure Farben und Abzeichen tragen lassen. — Wohlan, laßt uns auf den Sieg trinken! Auf Friedrich's Mundschenkamt!“ Er hob den Becher. Flandern und Boulogne thaten unbedacht desgleichen. „Ist dies Hohn?“ rief der Kaiser. „Vergaßt Ihr, was ich eben schwur? Bei den Spuren des Löwen! wer wagt es und nippt?“

Schweigend stellten sie die Becher hin und wogen in Gedanken die schlimme Vorbedeutung.

König Friedrich besuchte das Stammschloß seiner Väter im schönen Schwabenlande. Er war von der Burg zu einer etwas tiefer unten am Bergeshang gelegenen uralten Kapelle hinabgestiegen, um dort vor dem Scheiden die Messe zu hören.

Heinrich war im Schlosse zurückgeblieben und besorgte auf der Plattform eines Thurmes, von welchem aus sich den Blicken die herrlichste Aussicht auf das gesegnete Fruchtland bot, die Waffen seines Herren, des Königes, welcher gleich nach der Messe aufbrechen und an den Rhein ziehen wollte, die deutsche Krone sich ritterlich zu erwerben.

Heinrich hatte den blanken Helm auf die Zinne gestellt, wo er im Sonnenglanze wie ein Feuerzeichen hinableuchtete in's Thal, und neigte sich über den hohen Schild, mit verdüsterter Stirne die Gläubigen betrachtend, welche vor der offenen Pforte der Kapelle auf den Knieen

lagen. Des Ministranten Glöcklein, welches der frommen Gemeinde das Geheimniß der Wandlung verkündigte, klang hell und rein herauf an sein Ohr; die Beter neigten die Häupter zur Erde und schlugen dreimal an die Brust. Unwillkührlich rief er, während er sie betrachtete, aus gepreßtem Herzen: „O wie glücklich seid Ihr! Ihr könnt glauben!"

„War er's, war's ich selbst, der jetzt sprach?" fragte Clincior, der, von ihm unbemerkt, hinter ihm stand. Lange schon, seit er den König wieder getroffen, hatte er das eigenthümliche Wesen des Jünglings, von dessen Leben er außer dem Moment des Findens nichts Näheres gehört, mit Aufmerksamkeit beobachtet; diese jetzige Aeußerung überraschte ihn, als hätte er sich selbst als Doppelgänger plötzlich gefunden. Heinrich trat einen Schritt zurück, Clincior konnte jetzt dessen Züge im Spiegel des

blanken Schildes erblicken, und betrachtete es mit unruhigem Wohlgefallen. Er rief ihn an.

„Ihr seid's?“ sprach der Jüngling überrascht und ehrfurchtsvoll, denn auch er hatte Manches gehört, was der Ruf von Clincior's geheimen Wissenschaften und Kräften sowie von seinen fabelhaften Reichthümern allenthalben verbreitete.

„Was blickst Du so ernst und gramerfüllt hinab in das Leben?“ fragte Clincior theilnehmend, — „betrübt es Dich,“ — fuhr er mit leisem Spotte fort, — „daß Du der heiligen Handlung in der Kapelle nicht beiwohnen, den Segen des Priesters nicht empfangen kannst?“

„Eines Priesters!“ erwiederte der Jüngling, scharf betonend. „Wüßt' ich einen, der aufrichtig und unschuldig und rein, wie diese Tochter Gottes, die Natur!“

Kein Wölkchen stand am Himmel, kein Lüftchen streifte durch die grünen Wipfel tief

unten. Von den Dächern der tieferliegenden Wohngebäude der Burg flatterten Tauben über die Kapelle hin; da schoß mitten unter ihre Schaar, dicht vor dem Thurme, ein Stößer hinab.

„Sieh," rief Clincior, — „wie die Natur sich verräth. Da steckt sie allenthalben grüne Zweige als Friedenszeichen aus, und Tausende von Vöglein, zwischen Himmel und Erde hin und wiederfliegend, verkündigen Tag und Nacht den uralt neuen Friedensbund zwischen Himmel und Erde. — Dieser Stößer zum Beispiel! — — — Sei Dein, o Jüngling! das ist die Summe aller Weisheit! Sei Dein, und — die Welt ist Dein."

Heinrich blickte den finsterlächelnden Meister halb gläubig, halb ungläubig an. Dieser neigte sich mild zu ihm hernieder und fuhr fort: „Sei Du glücklich. Glaube immerhin an Deinen Gott, doch stets glaub' auch an Dich! Meine arme Weisheit soll Dich nicht elend machen...."

„Meister!" unterbrach ihn plötzlich der Jüngling, der nur zerstreut auf ihn gehört, — „löset mir ein Räthsel! Ihr kennt die Geheimnisse der Natur und der Menschenseele. Ihr werdet mir klar und offen die Wahrheit, wie sie Euch selber erschienen, verkündigen."

„Nenne es mir!" sprach Clincior.

„Gibt's ein Fortleben, wenn der Leib in Staub zerfallen?" fragte der Jüngling den überraschten Clincior.

„Es gibt eines, — durch Thaten, — im Gedächtniß," — erwiederte dieser ernst, ablenkend.

„Nicht ein solches!" entgegnete Heinrich rasch, heftig bewegt; „ein andres, ein vollkommenes, freies des Einzelmenschen meine ich. Ein Fortleben — nicht bloß im Andenken der Lieben — nein, ein wirkliches Fort- und Fortleben? Ein Bestehen des Geistes, der festhält Alles, was er hier errungen und sich eigen gemacht? Ein

ewigwährendes Bewußtsein der Fortdauer in der Seele, welche ihres Körpers ledig geworden?"

Clincior stand ihm sprachlos einige Augenblicke gegenüber. Heinrich fuhr fort: „Seht hier die Wurzel meines Grames. O, dies zu ergründen ist's, was mich furchtbarer, als ich sagen kann, drängt und ängstet, was mich vom Schlafe weckt, was mich mitten aus den Freuden der Jugend, aus den Hoffnungen auf Thaten in eine gräßliche Einöde hinausscheucht. Vergebens ringe ich darnach und ringe mich matt, mir klar zur Vorstellung zu machen, gar erst mich von dem zu überzeugen, was unsere Priester davon verkündigen; jede ihrer Verheißungen zerrinnt mir, wie ich prüfend sie anfassen und halten will, unter den Händen; oft schlich ich in Gotteshäuser, drückte mich unten an den Fuß der Kanzel und horchte, doch mein Herz blieb leer und unbefriedigt. — O Meister,

wenn es kein Fortleben gibt, warum dann dies irdische Leben? Alle Geschöpfe der Natur seh' ich sterben, aber in ewigem Kreislauf sich, in der Gattung wieder erzeugen, und nur der Mensch, — jeder Einzelne von Millionen — seine eigene Gattung, gleichsam seine eigene Welt, sein eigener Gott, — soll werden, um nichts zu werden?"

Clincior zögerte mit der Antwort; des Jünglings Zweifel hatten seine Theilnahme geweckt, und drum besann er sich, ob er ihm das, was ihm selbst als Wahrheit erschienen, mittheilen dürfe, ein heilsam Gift, das nur in einem festen und wohlverschlossenen Gefäße bewahrt werden mußte. Ablenkend und forschend zugleich, welche Schicksale von Heinrich so früh den glücklichen Glauben der Jugend abgestreift und ihn auf die gefahrvolle Bahn geschleift, wo oft nur im kecken Sprunge Rettung, — fragte er: „Du bist verwaist, Heinrich?"

„Wohl bin ich's," erwiederte dieser ernst.

„Klingt Dir der Segen der sterbenden Mutter nicht mehr im Ohre, nicht mehr ihr letztes Gebet, worin sie Dich dem Schutze Deines Engels empfahl?"

„Sie ist mir verloren, doch vielleicht noch nicht todt," sprach der Jüngling im tiefsten Schmerz.

„Ließ Dein Vater Dir keine theure schützende Reliquie?" fragte Clincior, betroffen von Heinrich's Antwort, weiter.

„Mein Vater?" sprach Heinrich; er brach ab, doch bald fuhr er fort: „Er ließ meiner Mutter das Elend — und mich! Mir — nicht einmal seinen Namen! Ich sah ihn nie. — Schuld' ich ihm Dank, daß er mich zeugte? Und doch gäb' ich meine Hand drum, säh' ich ihn einmal.... Warum lieb' ich ihn dennoch? Warum zieht's mich zu ihm? Nichts davon! das sind Launen des Schicksals, denen wir ge-

horchen müssen. Seht, auf solche Art bin ich verwaist, — mit solchem Herzen ward ich des Königs Eigen! Ihr hörtet vielleicht davon; mein Leben ist des Königs; darin find ich Ziel und Freiheit!"

„Freiheit?" wiederholte Clincior in trüber Ahnung; des Jünglings Wesen ergriff ihn immer mächtiger; dieser aber drängte auf's Neue mit der früheren Frage in ihn.

Da sprach Clincior: „Du willst's! — Umklammere mich fest, daß Dir die Sinne nicht vergehen, wenn der Boden, auf dem Du standest, unter Dir zu weichen beginnt. — Wahrheit verlangst Du von mir? — Was ist Wahrheit? fragte schon Christus; Wahrheit ist das Leben, sagte er, und ist der Glaube! Ach, der Glaube ist ein Erfassen des Uebersinnlichen im sinnlichsten Bilde; mich beengt's. — Auf! Auf! Ist dies Leben nicht vollzwecklich, weil's ist? nicht vollgenügend, da es ist? Im All leben wir.

Was gilt in diesem Leben im All das Zergehn des Einzelnen? Nothwendig ist's! Herz, fühlst Du das All nicht in Dir? nicht die Weltselbstständigkeit in jedem kreisenden Tropfen Deines Blutes?"

Die Falten waren von des Jünglinges Stirne verschwunden, mächtiger, voll frischer Lebensfreudigkeit pochte sein Herz. — „Es stimmt, Meister," sprach er. „Ja, Zweck genug sei das Hier, erfassen wir's als That."

„Als Secunde des Weltlebens, als Schlagader am Leib der Unendlichkeit!" fügte Clincior hinzu, der seine Verzweiflung mit Macht in den tiefsten Abgrund hinabbannte, das Leben des Jünglings zu schonen, der sanftere und innigere Gefühle als je eines Weibes Liebe in ihm geweckt hatte.

Heinrich aber rief begeistert in die Natur hinaus: „Dich erkenn' ich, bet' ich freudig an, ewige Nothwendigkeit! Keine Tyrannei eines

Einzellebens duldest Du, keine Scheidung zwischen hier und drüben gibt's in Dir, denn abgeschlossen in jedem Einzelnen bist Du als Gott, Richter und Ewigkeit, Allgesetz. — O Meister, wie dank' ich Euch!"

Clincior schlang den Arm um Heinrich. — „Es gibt Freundschaften," sprach er, „die durch Trinken vermischten gemeinsamen Blutes geschlossen werden. Könnt' ich die Brust mir aufreissen, Dich mit dem Safte meines Lebens tränken, daß Du mein wärest! Ich habe kein Kind, Du keinen Vater. Ich denke mich Deinen Vater. Ich halte Dich fest, als müßt' ich Dich verlieren. Ich werd' es auch, das ist mein Fluch. O könnt' ich Dich immer so festhalten, kennte einst, wenn mein Staub verweht, mein Geist Dich wieder...."

Er brach ab; da hatte sein Herz, mächtiger als seine traurige Weisheit, eine Hoffnung ausgesprochen, die er nicht anerkannte. Fest an

seine Brust geschlossen, in Wonne und Schmerz, als wäre Heinrich sein Sohn, hielt er ihn; ein Bangen kam über ihn, daß auch diese Freiheitsfreudigkeit, diese Thatbegeisterung des Jünglings im Laufe der Jahre langsam verwelken und verdorren, daß dessen Leben einzig Verzweiflung werden könne, wie das seinige, wofür keine Errungenschaft von Wissen und Macht Ersatz gibt. Feierliches Schweigen auf der Zinne des Thurmes, da der Menschenhasser zum ersten Male völlig der heiligsten Liebe sich hingab. Der Gesang der frommen Gemeinde schallte jetzt empor, welche nach beendigter Messe eben den Segen des Priesters empfing. Mitten in dem Chorgesange aber glaubte Heinrich plötzlich eine einzelne Stimme zu vernehmen, welche eine ihm wohlbekannte weltliche Weise sang. Ueberrascht wand er sich aus Clincior's Armen, trat an den Rand der Zinne und lauschte.

„Was kommt Dich an?" fragte Clincior

erstaunt. „Bethört Dich der Gesang der Armen, welche gläubig des vermeintlichen Segens sich erfreuen?“

Keine Antwort. Heinrich hatte nur Ohr für jene Weise.

„Täuscht' ich mich wieder?“ sprach Clincior grollend, — „auch in Dir? Nach langen Jahren ein einziger Sonnenblick! Und so schnell dahin?“

Heinrich zeigte, indem er vor Lauschen den Athem anhielt, mit der Hand in das Thal hinab. Der Chorgesang der Gemeinde verstummte; — jene fremdartige Stimme hallte noch fort. Sie schien aus den nahen Forsten zu kommen; — bald glockenhell, bald rauh und heiser, bald kaum vernehmlich, — die Weise einfach und lieblich. Auch Clincior vernahm sie jetzt; sie dünkte ihm bekannt. Inzwischen hatten sich die vor der Kapelle Knieenden erhoben und machten Platz, um den jungen König, wenn

er aus dem Innern des Gotteshauses komme, zu sehen und durchzulassen. Heinrich hatte die Blicke immerfort nach jener Richtung gewendet, von welcher her die Stimme schallte. Plötzlich rief er im Uebermaß der Freude und des Schmerzes: „Meine Mutter!“ Alle Gedanken schwanden ihm bis auf diesen einen. „Siehst Du sie nicht? Kommt sie nicht aus dem grünen Saume des Waldes? — O sie ist's! sie ist's!“

„Deine Mutter?“ stammelte Clincior, — „dieß Lied! Nein, die Erinnerung täuscht mich; die Sinne täuschen mich.... Heinrich!.... Es ist eine Lüge! Es ist unmöglich! Weiche nicht von mir! Nicht jetzt!“

Auf's Neue tönte die einfache Weise; doch glaubte Heinrich jetzt, sie schalle von der Kapelle herauf. Umsonst strengte er seine Blicke an, die Sängerin zu entdecken. „Meine Mutter!“ rief er, überzeugt, und wollte den Thurm

verlassen. Clincior ließ ihn nicht los. — „Bleibe bei mir! Ein Wahn! Bleibe! Bleibe!" Aber Heinrich riß sich los und eilte die Treppe hinab, die Mutter zu suchen.

„Dir trotze ich, Schmerz, wer Du seiest, der stärker sein will als ich!" rief Clincior. Sein Herz war gebrochen, und durch die Ritzen schimmerte ein Strahl göttlichen Lichtes, dessen Gluth verzehrend an sein Gebein brannte. Er wußte nicht, was er that, da er dem Sohne nacheilte.

Als König Friedrich aus dem Kirchlein trat, lag ein armes Weib auf der Schwelle und zupfte ihn am Mantel. Mit sanfter Gewalt suchte Friedrich sich von dem Weibe loszumachen und es aufzuheben. Aber es ließ sich nicht aufrichten und erwiederte auf Friedrich's Frage: — Was es von ihm begehre, hastig und mit rührender Innigkeit:

„O verstelle Dich nur nicht, mein Herr und König! Ich wußte, daß Du wiederkehren würdest. Du bist es ja selbst, Du! Warst immer gütig! Darum gib ihn mir wieder! Du nahmst ihn mir, nahmst mir alles. Ich bin weit gegangen, habe Dich und ihn überall gesucht. O holdes Italien!"

Aber weder der König, noch irgend einer aus seinem Gefolge kannte das arme Weib; einige Burgleute sahen sie jetzt genauer an und sprachen dann leise, mitleid-ergriffen, zu dem Könige: „Herr, es ist eine Frau von hier, Namens Sybilla, die seit etlichen Jahren verschwunden war. Seht ihren Zustand und zürnet ihr nicht!"

„Was will ich denn so Großes von Dir, o Herr?" sprach Sybilla, vor dem Könige auf der Schwelle liegend, — „Nichts, als einen Anblick! Gewiß, sonst nichts! Nur ein Auge, nur sein böses, holdes Auge! Ach, das ist ja so we-

nig, und Du kannst es geben, o Herr und Kaiser! Gib mir ihn! Gib mir ihn!"

Aber weder der König, noch sonst Jemand verstand den Sinn ihrer Rede. Sie raffte ihre Kräfte zusammen, um sich zu erheben, sank aber zurück und blieb so in sitzender Stellung vor Friedrich, das Antlitz fromm bittend und fragend zu ihm emporgewandt.

„Sein Lied sandte ich nach ihm aus; aber es fand ihn nicht," sprach sie traurig. „Dir folgte er stets, um Deinetwillen, o Kaiser Heinrich, verließ er mich ja."

Jetzt begriff der König, daß sie in seiner Person die seines Vaters zu erkennen wähnen mochte. Er ehrte ihren Schmerz und ihren Wahnsinn und sprach, mild sich zu ihr neigend: „Sei getrost, arme Frau, es soll Dir werden, wie Du verlangst!"

„Ich will ja nichts, als noch einen Blick

und — dann den süßen, süßen Schlaf!" sprach sie mit brechender Stimme, sank zurück und stützte sich matt auf den einen Arm.

Da eilte von der Burg herab der junge Heinrich her, und rief: „Mutter, Mutter!" als er sie sah. Sie streckte ihm die Arme entgegen. Er beugte sich über sie, — sie wehrte seine Umarmung ab. „Du stellst Dich mir in das Licht," stöhnte sie. „O Licht! Licht!"

Hinter Heinrich aber stand Clincior, sah und erkannte sie. Sie blickte ihn lange an. Alle im Kreise horchten auf ein Wort aus ihren geöffneten Lippen. Keins entschlüpfte denselben. Endlich sahen Alle, daß Sybilla so ganz im Anschauen gestorben war, daß ihr die Augenlieder nicht zugefallen, und die Wimpern nicht einmal gezuckt.

Clincior, den Keiner beachtete, trat keinen Schritt näher, keinen zurück. Er sah, — sah

sie! Er sprach kein Wort, das Gericht Gottes schwebte über seinem Scheitel.

Maria von Brabant, die Kaiserin, hielt Hof zu Köln am Rheine, harrete unter prachtvollen Festen ihres Gemahles Otto, und traf für dessen zuversichtlich gehofften Siegeseinzug Anstalten, wofür sie mit vollen Händen Schätze auf Schätze verschwendete. Kostbare Polster waren gestickt und lagen bereit, um die zu erbeutenden Kostbarkeiten des Königs von Frankreich, dessen Krone und dessen Scepter zu empfangen. Die kunstreichsten Goldschmiede Kölns hatten auf ihre Bestellung goldene und silberne Lorbeerkränze in großer Zahl gefertigt, mit welchen der Kaiser und seine Verbündeten und besten Ritter gekrönt werden sollten. Und da ihr Otto von Tournai aus geschrieben, er habe ein Gelübde ge-

than: nach Frankreichs Besiegung nicht eher einen Tropfen Weins zu nippen, als bis er ihr den Apulischen Königsknaben als Edelknecht zur Bedienung zugeführt, so hatte sie für Friedrich schon eine zierliche und kostbare Kleidung mit den Wappen von Brabant bereiten lassen, sowie zierliche goldne Kettlein, woran sie den schönen Gefangenen führen wolle. Für fürstlichen Lohn waren eine Menge Sänger, Gaukler und Lustigmacher an ihren Hof gekommen, welche ihre Einsamkeit erheitern und die Ankunft des Kaisers durch Lieder und heitre Künste verschönern helfen sollten. Durch solche laute Freude und Verschwendung rächte sich ihre Eitelkeit an den finstern und unheildrohenden Mienen der Geistlichkeit Kölns, welche der Gemahlin des gebannten Kaisers die Gotteshäuser verschloß.

Maria von Brabant, saß auf purpurbehangenem Throne in einem weiten, hochgewölbten, von Gold und Fackelglanz schimmernden Saale,

von Liedern umrauscht, von seltenen Blumen und kostbaren Specereien umduftet, wie eine Fee, deren Wink alle die Herrlichkeit hervorgezaubert. Die schlanken Säulenbündel, welche die Decke des Saales trugen, wurden täglich mit frischen Blumengewinden umkränzt, je zwischen zweien stand die silberne Bildsäule eines geflügelten Knaben, der in jeder ausgestreckten Hand eine Fackel hielt. Die Rippen des Deckengewölbes waren mit feinem in Kanten durchbrochenen Schnitzwerk von Cedernholz überkleidet, und jeder Knauf mehrer zusammenneigender Rippen endete in einer goldenen Rose, aus deren Mitte ein Edelstein herniederfunkelte. Der Estrich aber und die Wände waren mit kostbaren Teppichen bedeckt. In diesen Räumen ließen die Sänger ihre Lieder erschallen und kämpften um die Preise, die ihnen von den schönsten Jungfrauen, welche die Kaiserin umgaben, ertheilt wurden. Sie wetteiferten in künstlich verschlun-

genen Weisen zum Preise der Schönheit und Milde ihrer Herrin, zum Preise der Minne, zum Lobe des Siegers, der erwartet wurde, zum Spotte der Kirche Frankreichs und des jungen Königes von Apulien. Die Gaukler aber führten, in phantastische Trachten vermummt, groteske Tänze auf, an deren Anschau die Kaiserin sich vergnügte, und empfingen ihren Lohn, in reichen Geldspenden und an den üppigen Tafeln, welche in den übrigen Räumen des Hofhaltes zu jeder Stunde gerüstet standen.

Eben trat einer von den Sängern, der sein Lied vollendet, aus dem Kreise seiner Genossen; ein Wink der Gebieterin rief ihn zu ihren Füßen, um den Dank zu empfangen. Sie nahm aus der Hand einer Jungfrau einen silbernen Lilienzweig und wollte ihn dem Sänger überreichen, als ein Diener in den Saal stürzte, sich durch das bunte Gewühl Platz machte,

und verstörten Angesichts gerade auf die Kaiserin zueilte.

„Was will der Blasse?“ sprach sie zürnend.

„Schlimme Botschaft, Kaiserin!“

„Dann künde sie morgen, mein Freund,“ unterbrach ihn ein leichtsinniger Sänger, „das Heute gehört der Freude!“

„Schaff Dir ein andres Gesicht an, guter Freund!“ spottete ein Gaukler; „Leichenbittermienen sind uns zu theuer; geh' in ein Kloster oder laß Dich....“

„Höret mich, gnädigste Kaiserin!“ begann der Bote auf's Neue. — — Aber die Kaiserin entgegnete unwillig: „Vermeide unser Antlitz! Wir erwarten unsern siegreichen Gemahl, kein voreiliges Gerücht trübe uns die freudige Hoffnung.“

Bestürzt zog der Bote sich zurück. Eben neigte sich die Kaiserin auf's Neue zu dem vor

ihr knieenden Sänger, als die Flügelthüre mit Ungestüm aufgerissen ward, und der Kaiser, in vernachlässigter Kleidung, mit Staub bedeckt, in den Saal trat. Sein von körperlicher Ermattung und Seelenleiden verzerrtes farbloses Angesicht, seine scheu und finster ringsum spähenden Blicke scheuchten die Fröhlichkeit aus dem Saale; stumm und bestürzt standen die kurz vorher noch so fröhlichen Sänger, die eitlen Tänzer und Lustigmacher. Die Kaiserin erhob sich, ihm entgegenzueilen; doch sie bebte zurück, als sie seinem drohenden Blicke begegnete, als er den eisengepanzerten Arm hob, die Faust ballte und dem müßigen Volke zurief: „Hinweg!"

„Löscht die Fackeln! Zertrümmert die Spiegel! — O Maria, Du trittst mir noch entgegen? Nacht! Nacht! Daß kein Auge den Besiegten erkenne."

„Otto?!" stammelte Maria. „So sehn wir uns wieder?"

„Hätt' ich Dich nie gesehn! Fluch und Schande über Deines Vaters Haupt!"

„Halt ein!" rief die Kaiserin, ihn an der Hand fassend, „nicht wiederhole, widerrufe dieß Wort! — — "

„So geh hin, und laß Dir von ihm die Ehre wiedergeben, um die er mich bestahl! Geh hin und frag' ihn, wem er sich morgen verkaufen wird, dann wollen wir ihm unsre Krone dazuschenken, und er soll zum Nachtisch schwören, nie mehr mein Freund zu sein!"

„Welche Beschuldigung wälzest Du in blinder Raserei auf sein Haupt!"

„Nun, so geh hin," rief Otto hohnlachend, — „frage Philipp August, dem ich bei Bouvines das Feld ließ, wer der erste war, der ihm zu seinem Siege Glück wünschte? — Brabant war's, Dein Vater. Den kaiserlichen Adler und meine Fahnenwagen schleppen sie eben jetzt im Triumphe durch dies Paris, wo Du als

Herrin einzuziehen hofftest; Dein Vater Brabant geht vielleicht daneben und rupft an dem Flügel des Aars. — Geh hin und frage ihn, — Brabant und den Teufel! — wann er Dir Deinen schönen Edelknaben zuführen wird? Dieser Waiblinger Knabe lacht jetzt über unsre zerschmetterte Majestät und spielt mit ihren Splittern, und Brabant, Brabant wird's sein, der ihm zuerst huldigt. O Ehre! Ehre! Hau' ich Dich in Stücke, Brabant, mit allen seinen Lappen kann ich die Ehre nicht wieder zusammen flicken. Lachst Du noch, Maria! Wag' es, Dich auf der Straße zu zeigen, — diese Priester werden Dich zwingen, Kirchenbuße zu thun, — o mit Recht! ist doch die Ehre dahin!"

Maria's Herz wendete sich tief gekränkt von dem Gemahl, der ihres Vaters Zweideutigkeit und Treulosigkeit schonungslos enthüllte. „Haltet Ihr so viel auf Ehre," sprach sie kalt und

stolz zu ihm, „ei, so geht hin und erobert sie wieder!“

„Kannst Du Todte erwecken? Lehre mich die Kunst! — Nicht verloren ist die Ehre, — wär' sie's, o dann wollt' ich sie schon wieder finden! — nein, todt! todt!“ — Er blickte wild um sich. „Was soll dieser Prunk? Willst Du mich höhnen?“

„Nein!“ erwiederte die Kaiserin kalt, — „Ihr schriebet mir so viel und mit solcher Gewißheit von Euern Siegen, daß ich Anstalten treffen mußte, Euch als Sieger würdig zu empfangen.“

„Schweig!“ rief Otto. — „Hinweg mit diesen Fackeln! Sie leuchten dem Apulischen Knaben zu Ehren!“

„Hier ist das Band und das Kettlein für den Edelknecht, den Ihr mir versprochen. Seht her!“ Sie wies ihm beides. „Hier sind die Kissen, um die Kronen und die Schlüssel der

Städte drauf zu legen, die Ihr heimbringen wolltet. Seht! Ich selbst stickte an den Kissen. Geht, Otto! Ihr seid freigebig im Versprechen und karg im Worthalten! Was verspracht Ihr nicht Alles? mit welcher Zuversicht! Wie stolz waren nicht Eure Briefe! Ich dachte Ihr wolltet wenigstens wie ein Mann handeln; drum hab' ich indessen als Kaiserin Hof gehalten."

„Ich merk's!" sprach Otto, bitter lächelnd.

„Als Kaiserin!" rief sie stolz. — „Hin warf ich Mitgift und Witthum, und verwandelt' es in Kunst und Pracht, und sann Tags und Nächtlings, einen Kaiser würdig zu empfangen."

„Was thatst Du, Unselige?" rief er. „Du verschwendetest sorglos unsere Schätze?"

Sie wich von ihm zurück. „Hab ich einen Bettler gefreit? Als ich, eines Fürsten Tochter, Dir die Hand reichte, versprachst Du mir nicht, mich so hoch in Ehren zu bringen, wie nie

eine Frau geehrt wurde? O wär' ich ein Mann, ich hätte vor der That weniger geprahlt, — und wär' im Augenblick der Entscheidung lieber gestorben, als so bleich und schmutzig wie ein flüchtiger Dieb wieder heimgekehrt."

Otto fuhr an's Schwert; bald ließ er's los und sprach: „Brabant zeugte Dich."

„Und bei'm Haar meines Hauptes," rief sie, „ich duld' es nicht, daß Du ihn schmähst."

„Du wirst's! Oh, Du wirst's!" entgegnete Otto ergrimmt. „Weib, ich sage Dir: Du wirst's." Er faßte sie an der Hand und hielt die Widerstrebende. „Du bist mein Weib! Du wirst mir gehorchen. Du schwurst's vor'm Altare. Du wirst mir folgen, wohin ich's verlange. Wollt' ich mich auf die Heerstraße stellen und den Saümer anbetteln: „„Schenkt einem gewesenem Kaiser von Euren Ueberfluß und für einen Heller Ehre dazu,"" — bei'm Gott des Gerichts, Du wirst hinknieen, wo ich, betteln, wie

ich! Dein Leichtsinn, Deine Hoffahrt, Deine Verschwendung, Deine Eitelkeit, Deine Schönheit, dies Alles ist an mein Elend geschmiedet, dies Elend schleift Dich mir nach. — O Liebe! — Lüge! — O Treue! — Thorheit! — O Schönheit! — Natter! — O Thorheit! — Fluch! — Nicht besiegt, — todt steh' ich vor Dir! An dieser einen, letzten That hing mein Leben! Es ist vergiftet; als lebendige Leiche schlepp' ich nun Deine lüsterne Ueppigkeit mir nach! Du wähnst mir entrinnen zu können? Dein Vater Brabant wird noch Haus und Hof für Dich haben? Nein! Nein! schrei' ich Dir zu. Niemand soll Dich mehr sehn, da ich ein Verschollner bin; Niemand Dich für schuldlos an meinem Elend halten, — bist Du nicht Brabant's Tochter? Niemand soll Dir Ehre erweisen, denn ich bin zum Gespött jedes Kindes geworden, und Du bist — mein Weib. Der Krieg um die deutsche Krone ist aus! Deines Vaters Treue

bei Bouvines, und Deine Liebe von heute haben ihn entschieden. Ich bin entmannt, ich kann keinem Vasallen mehr rufen: „„Wappne Dich!““ O Maria: ich fürchte, daß mir einer zur Antwort gebe: „„Ich mag nicht,““ oder ein andrer: „„Rüstet Brabant nicht für Euch?““

„Du rasest! Hilfe!“ schrie Maria; sie strebte fruchtlos, sich aus seinen Armen loszuwinden.

„Ich bin so vernünftig, als Brabant und sein Kind!“ sprach Otto mit Festigkeit, „Brabant ist doch klug! — O wär' ich rasend, und wüßte nicht mehr, was Ehre, was Schande ist, was Licht, was Schatten, was die Leute auf den Gassen reden, was die Vögel über uns von Land zu Land austragen, was der Sturm weiter schwätzt: — ein Kaiser ohne Ehr' und Land! Stück für Stück ist von meinem Purpur zerfasert. Sollen wir warten, bis der Pöbel uns ganz nackt sieht, und uns ein Mönch abgewendeten Angesichts eine

Kutte hinwirfst, um unsre Blöße zu bedecken? Nein! eh' verschließ uns beide ein Sarg, daß wenigstens die Schrift auf dem Deckel sage: „„Sie starben als Herrscher!““

„Willst Du mich, Dich morden?“ rief die Kaiserin in Todesangst.

„Lebendig begraben uns beide,“ entgegnete Otto, — „das will ich! Im Dunkel der Nacht, die Du durch Deine Verschwendung zum Tage wandeltest, kam ich hieher; im Dunkel der Nacht raff' ich Dich auf und führe Dich heim auf die Harzburg. Das ist das Grab, das ist der Sarg. Mauern und Wälle bergen uns. Kein Menschenfuß betrete sie, sobald wir eingeritten, kein Auge sehe, wie die Majestät langsam zur Leiche zusammenschrumpft. Bereite Dich, Maria von Brabant! schürze Dein Gewand, die Rosse harren, noch in dieser Nacht reiten wir hin!“

In seinem Gram und Groll hatte der Kai-

ser es überhört, daß an der Pforte des Saales schon einmal, zweimal, dreimal bescheiden geklopft worden war. Die Thüre öffnete sich und herein traten fünf ehrsame Bürger von Köln, ihnen voran ein alter Mann, der sich ehrerbietig vor dem Kaiser und der Kaiserin beugte und um Gehör bat.

„Was gibt's?" fragte der Kaiser hastig, indem er sie argwöhnisch anblickte. „Was wollt Ihr so spät in der Nacht von mir?"

„Eine Bitte Euch unterthänigst zu Füßen legen, mächtiger Kaiser!" begann der Sprecher. „Wir sind arme einfältige Bürgersleute, Herr; lasset unserm guten Willen nicht entgelten, was unsre Ungeschicktheit in Verstand und Reden etwa verschuldet."

„Zur Sache!"

Der Sprecher winkte den Andern, welche etliche schwere Beutel mit Gold der Kaiserin zu Füßen legten, und sprach dann: „Erlaubt uns,

gnädigster Herr, diesen Theil unsrer Armuth vor Euch hinzulegen und würdigt uns, denselben anzunehmen. Auch diese Briefe....“

Der Kaiser entriß ihnen dieselben unwillig, las sie und reichte sie dann zitternd und schweigend der Kaiserin. Es waren von ihr unterzeichnete Schuldbriefe auf ungeheure Summen, zu deren Aufnahme ihre grenzenlose Verschwendung sie gezwungen hatte.

„Seid gewiß,“ sprach der Kaiser, den Bürgern die Briefe zurückgebend, „daß ich diese Pergamente, sowie meine eigenen Schuldbriefe an Köln, von Euch auslöse. Eher verkauft' ich dies Schwert, als ich mich für einen Pfennig in Eurer Schuld wissen möchte. Doch verantwortet Euch jetzt: Weßhalb überrascht Ihr Uns zu einer Stunde, deren Wahl Uns beweist, daß ein Trotz in Euch sich einnistet, den ich mit dem Schwerte ausrotten will? Ich kenne Deinen Uebermuth, Du reichgewordenes Bürgervolk; die

Waiblinger haben Dich groß gemacht und stark und übermüthig, haben Euch geschmeichelt, Euch Freibriefe gegeben, und jetzt, da Ihr auf Aprilwetter hofft, denkt ihr an den Welfen wett zu machen, daß Ihr auch die Waiblinger verliest?"

Indessen hatte der Sprecher der Bürger unvermerkt einen der Schuldbriefe nach dem anderen entzweigerissen und leise fallen gelassen. Jetzt erst bemerkte der Kaiser ihr Thun. „Was ist Das?" rief er.

„Bürgerstolz!" erwiederte der Sprecher, sich aufrichtend und dem Kaiser frei in's Auge blickend, „und hier, Frau Kaiserin, liegen sechshundert Mark. Die Bürger Kölns bitten Euch, sie anzunehmen und — Köln zu verlassen. Wahrlich, Kaiser, mit Unrecht schmäht Ihr den Bürger um seiner Liebe zu den Waiblingern. Wer sehnt sich, wenn der Winter zu lange geherrscht, nicht nach dem Frühlinge? Wir mögen

verschenken, Herrin, doch Uebermuth zu ertragen vermögen wir nicht!"

Der Kaiser war sprachlos vor Wuth. Er riß das Schwert aus der Scheide und drang auf die Bürger ein. Aber eben die Wuth lähmte — wie seine Zunge — so seinen Arm. Unversehrt entrannen die Stolzen. Otto stürzte ihnen nach, — umsonst. Kaum bis an die Thüre trugen ihn die erschöpften Glieder. „Kaisermacht!" stammelte er, dann sank er zusammen, nur so viel Besinnung behaltend, sich das Antlitz mit dem Mantel zu verhüllen. Auf den Ruf der Kaiserin eilten die Diener herbei und hoben ihn auf.

Die Kaiserin warf sich rasch in Pilgertracht. „Jetzt," rief sie, — „weil ich dieses Augenblicks Zeugin war, will ich ihn nicht verlassen und an der Schwelle der Harzburg wachen, daß kein fremder Fuß sie betrete!"

Auf ihr Geheiß wurde der kranke Kaiser

noch in derselben Nacht in einer Sänfte aus Köln fortgetragen. Sie aber folgte als Pilgerin dem stillen Zuge, der sich gen Norden bewegte, und legte die Tracht nicht ab, als bis sie in der Harzburg angekommen waren.

Zwanzig stattliche Schiffe schwammen den Rhein hinab. Die Maste waren mit Blumen geschmückt, von deren Spitzen hernieder goldhäuptige Adler nickten. An den Borden standen festlich gekleidete Musikanten und weckten mit lustigem Blasen den Widerhall in den Bergen. Fürsten und Ritter in blanken Waffen, Bischöfe und Prälaten im reichen Schmuck ihrer Würden zeigten sich freundlich grüßend und dankend auf den Verdecken dem zahllosen Volke, das von den Ufern aus den Rheinfahrern zujauchzte. Wie diese an Städten vorbeikamen, strömten die Bür-

ger aus den Thoren, und riefen: „Heil Friedrich dem zweiten, unserm König! Waiblingen hoch! Glück auf! Glück auf! Du junger Aar!“ Auf allen Thürmen wurden die Glocken geläutet, den Jubel weitauszuhallen. Schaaren Volkes zertheilten sich, sprangen in Kähne, stießen ab, umschwärmten die Schiffe, auf denen sich der König und seine Begleiter befanden, eilten ihnen voran, streuten Blumen in die klaren Wogen vor ihnen her, und wetteiferten, in dem Antlitz des einundzwanzigjährigen Königes sich zu sonnen, der wie ein lichter Bote des Friedens und der Hoffnung dahinzog, die Krone Karl's des Großen zu empfangen. Vergessen war alles Ungemach, das um die Zwiste zwischen Welfen und Waiblingern lang erduldet worden war, vergessen die strenge Herrschaft Otto's des Gebannten. Unter zierlichen seidenen Zelten, die auf den Verdecken aufgespannt waren, standen die Fürsten der Kirche, die, als ständig bevorzugt,

den jungen König allenthalben umgaben, und spendeten, durch höhere Weihe den Jubel zu läutern, zu verklären, allen gläubigen Herzen den Segen des Himmels aus.

Nur zwei ernste Gesichter waren auf dem Hauptschiffe, welches den jungen König trug, zu schauen, — Clincior's und Heinrich's, des jungen Dienstmannes. Diese Beiden saßen, still in sich gekehrt, neben einander auf dem Vordertheile des Schiffes. Niemand außer ihnen Beiden wußte, durch welche Bande sie einander gehörten; sie hatten sich an jener Leiche still die Hände gedrückt, und verstanden, was sie sich ohne Worte damals gelobt. Den Steuermann jammerte es, daß ein junges Blut, wie Heinrich, durch geheime Macht in die Schlingen des Bösen verlockt sei; doch wagte er nicht, es laut zu sagen, denn es war bekannt, daß der König sowohl, als viele italienische Prälaten den Meister Clincior aus Neapolis in Achtung hoch hiel-

ten, und daß Dieser Kaiser Heinrich's treuester Freund gewesen war; auch hielt eben die Scheu vor Clincior's Wissen und übernatürlicher Macht die vorlauten Zungen in Banden. Drum gab der Steuermann nur heimlich den Schiffsknechten auf die Fragen ihrer Neugier Bescheid; — „denn hört es Clincior," meinte er, — „so hätten wir schlimme Fahrt; er versteht es, durch Gesänge Stürme zu erregen und Gewässer aufzuwühlen."

„Davor bewahr' uns Sanct Niclas, unser Patron!" sprach ein Schiffer, indem er ein Kreuz schlug, — „dann ist er ja schlimmer als Mohren und Heiden. Bitt' Euch, Herr, erzählt was weiter von ihm. Ihr seid in vieler Herren Länder herumgekommen und habt wohl noch zu Kaiser Heinrich's Zeiten von ihm gehört."

„Das hab ich!" versetzte der Steuermann, „und in Welschland wird sein Name von Jung und Alt genannt, die Einen segnen, die Andern

verdammen ihn. Das aber ist gewiß, daß er aus einem Geschlechte stammt, in welchem die geheime Wissenschaft von Vater auf Sohn verpflanzt ward. Er kann in den Sternen lesen und prophezeien, und hat Macht zu nützen oder zu schaden, blos durch seinen Anblick und seinen Gesang. Auch wird von ihm erzählt, daß er in einem Lande, heißt Terra di Lavoro, heimliche Paläste sich erbaut hat, drinnen liegen Schätze, Diamanten und rothes Gold und kostbare Steine so viel, als drei Königreiche werth sind. Hättet Ihr's!"

Die Schiffer seufzten bei der Anhörung so vieler Herrlichkeit, der Steuermann fuhr fort: „Beides, die Kunst und den Schatz soll er geerbt haben von einem großen und mächtigen Zauberer, der sein Ahn gewesen, Virgilius genannt, von dem viele Lieder gesungen werden. Der hatte den Städten Rom und Neapolis viel Gutes erwiesen. Zu Rom, wo der heilige Va-

ter sitzt, hatte er, das sag' ich Euch für wahr, den armen Leuten ein Feuer gemacht, das nie auslöscht, und einen kühlen Brunnen, der nie versiegt; auch einen Thurm gebaut, heißt Salvatio Romae, drauf stand ein Bild mit einem goldnen Apfel, und ringsumher so viele andre, als Länder Rom unterthänig, jedes mit einer Glocke, die läutete, wenn je in einem Lande ein Aufstand geschah, und ein eherner Ritter wies mit einem Spieße nach der Gegend. Bei Neapolis aber ist ein Ort, heißt die Schule Virgil's, dort hat er seine Kunst geübt, und in Neapolis selbst vertrieb er die böse Luft und machte eine goldne Fliege, die scheucht alles schädliche Gewürm aus der Stadt. Seine Gebeine liegen dort, fast wie heilig gehalten, in einem kostbaren Schreine verwahrt, in einem Kastell am Meere. Derselbige Virgilius nun, wie ich schon sagte, war Clincior's Ahnherr gewesen, andere sagen gar: sein Oheim, glaub's aber für mein Theil

nicht, denn 's ist schon lange her, daß Rom so viele Länder unterthänig gewesen."

„Kann wieder so werden!" meinte ein junger Schiffer; „nimmt doch der heilige Vater in Rom Kronen und theilt sie aus, wie man die Hand umdreht. Heißt am Charfreitag nicht umsonst: Die Glocken fliegen nach Rom! Flieget mehr hin als Kupfer."

„Ob Du still bist;" — rief ein Alter — „warst vielleicht auch bei den heimlichen Christen, Wäldlern, oder Waldensern, wie sie heißen. Paß auf! Was ein geistlich Herrenspiel auf dem Schiff!"

„Nun, und der Schwarzkünstler?" fragte ein kurzer, dicker Kerl in einer brennrothen Jacke und mit einem ebenso rothen Kopf.

„Daß Dich, mit Deiner Lunge! — Meiner Treu, er war lang im Heidenland, das steht fest. Ich glaub: er ist auf der rechten Seite Heide, und auf der linken Christ, und in der

Mitte des Teufels; ein Schuft, wer's weiter sagt!"

„Ist's wahr, daß er so viele Weiber hat, wie ein Prälat?" fragte der Junge.

„Willst mit beiden Beinen in die Hölle? — Es ist was dran, sag' ich Euch; — er hat seine Thürme voll Frauenzimmer und verschnittene Teufel als Schildwachten dazu. Wär Dir's recht, Du Ueberallaus?"

„Herr Jesus!" meinte der Junge."

Holla, aufgepaßt!" rief jetzt der Steuermann. — „Auf Eure Plätze, Bursche, sonst gibt's ein Unglück!" — —

Des Königs Stimme scholl: „Nichts fehlt uns zur fröhlichen Fahrt, als Gesang! Ich lieb' ihn von Kindheit an; meines Vaters Vermächtniß! Wer singt uns ein Lied auf dem grünen Rhein?"

So viele Fürsten und Ritter auch auf dem Schiffe waren, alle schwiegen; keiner von ihnen

besaß die Gabe, des Königs Wunsch zu erfüllen. Da fiel Friedrich's Blick auf Clincior, der unverwandt auf die eilenden Fluthen hinabstarrte. „Wie konnte ich fragen!" rief Friedrich fröhlich, — „dort sitzt unser Mann, er liest im Spiegel der Wogen die Zeichen des Himmels." Nun schritt er rasch auf Clincior zu und sprach zu ihm: „Meister, erfreut uns die Herzen durch Gesang!"

Clincior erwiederte finster: „O König, die Gabe ist mir welk geworden; dürres Laub aber ziemt sich schlecht für den Frühling Eures Glückes."

„Mit nichten, Meister!" entgegnete ihm Friedrich. — „Die Gabe, dünkt mich, sei ein Brunnen, der nie versiegen kann, und seine melodische Fluth hat so wunderbare Kraft, daß sie das Alter verjüngt, wie sie der Jugend die Weisheit des Alters zulegt. Stünde mein Vater statt meiner jetzt vor Euch, — Ihr schlüget ihm die Bitte nicht ab."

„Ihr kennt den Zauber," versetzte Clincior lächelnd, „der mir die Zunge löst. — Wohlan! wo ist eine Laute? — — O König, meine Kunst ist herabgekommen; seht, ich begehre Lohn!"

„Und welchen?" fragte der König.

„Daß Ihr dem Sinn meiner ungelenken Worte einen stillen Winkel in Eurem Herzen einräumet, und — wollt Ihr noch eine Gunst mir gewähren, — mir, bevor ich von Euch scheide, bei ruhiger Zeit noch eine Viertelstunde gönnt."

„Ihr wollt mich verlassen, Meister?" rief der König überrascht.

„Nicht, bevor ich Euch in Aachen gekrönt sah," versetzte Clincior; „dann wird, denk' ich, meine Frist abgelaufen sein. Die Luft, die Euch umgibt, ist schwül und beklemmt mich, — nicht eben wie Sonnenhitze, eher wie Weihrauchsdampf."

Friedrich drohte ihm freundlich mit dem Fin-

ger; — „Ihr versteht mich, König" fragte Clincior, indem er die Laute nahm und mitten auf das Verdeck in den Kreis der Fürsten und Prälaten trat. Nach raschen kurzen Griffen in die Saiten begann er:

„Zwei blut'ge Schwerter seh' ich funkeln
Am Himmel, kreuzweis hangend, hoch;
Sie glüh'n, Kometen gleich, aus dunkeln
Gewölken, ein caudinisch Joch.
Und zwischen durch die Schwerterpforte
Gekrümmten Nackens schleicht das Recht;
Und seiner Knechtschaft Flammenworte
Verehrt das lebende Geschlecht. —
Da wandeln sich die zwei Gestalten,
Es träuft kein Blut mehr ihnen ab,
Und heil'ger Ordnung friedlich Walten
Verheißen Scepter, Hirtenstab.
Seht hin! Der Hirtenstab, beständig
Wächst er, die Schaufel wird zum Haupt;
Er schwillt, er regt sich, wird lebendig,
Ist eine Schlange, eh' ihr's glaubt,

Zermalmt mit seiner Glieder Reife
Den Scepter dort im tiefen Grund,
Und ringelt sich mit mächt'gem Schweife
Fest um der Erde weites Rund."

Clincior legte die Laute weg, verneigte sich höflich vor den Prälaten und sprach: „Schreibt, ich bitte, meiner Einbildungskraft zur Last, was ich gegen die Zierlichkeit gesündigt. König, ich bin zu alt, um mich in jene neuen, künstlichen und galanten Weisen, welche jetzt fast nur zum Preise der Frauen erfunden werden, zu finden."

„Ihr sprecht von Eurem Alter, als wäret Ihr ein Greis," erwiederte der König heiter, „und doch zählet Ihr erst vierzig, und genießet bei schönen Frauen mehr Glück als Zwanzigjährige. — Warum tadelt Ihr, der Ihr doch sonst ein Diener der Minne seid, den Minnegesang? Rechtfertiget Euch, Meister, wenn Ihr könnt!"

„Wie? Gibt es nichts Wichtigeres, was

unser Leben verlangt?" entgegnete Clincior finster. „Ist dies Euer Ernst, König?"

„Warum nicht?" meinte der junge König fröhlich. — „Schönheit ist mein Cultus, freudig, wie jenes ewig heitre Jünglingsvolk, die Hellenen, huldige ich ihr. Frauen sind lebendige Kunstwerke. Es ist ein Anderes, sich von ihnen beherrschen zu lassen, — ein Anderes, sie lieben! Nicht für alle Schönheit der Erde möchte ich mein Wollen und Wirken dem engen hausbürgerlichen Kreise hingeben, in welchen Frauen, wenn sie lieben, uns zu bannen streben. O, die Frauen sind nicht blos auf ihresgleichen, sondern auch auf unsre Thaten eifersüchtig, sie wissen wohl, warum. Wie trostlos ist dieser Zwang! Er gibt uns ein Recht, ihn zu brechen. Des Mannes ist die Welt, mit allem Schönen; aber Alles zu verschönen ist der Frauen Bestimmung."

„Was haltet Ihr von der Kirchlichkeit dieses

Bekenntnisses?" fragte Clincior spöttisch einen Cardinal; — „was sagt die heilige Mutter dazu?"

„Sie ist nicht so finster und streng," erwiederte dieser, „als ihre Feinde ihr nachsagen. — Weise räumt sie der Jugend und dem Lebensmuthe ihre naturgemäßen Rechte ein."

„Es würde mich befremden, wenn die heilige Mutter gegen ihren Sohn strenger wäre!" meinte Clincior lächelnd; „ihre Milde überhebt sie der Sorge. Fröhlichkeit ist sich selbst genug, und in der Kunst des Vergessens, die man in Bologna nicht lehrt, unterweisen schöne Augen am gründlichsten. Schon mehre deutsche Kaiser promovirte Italien zu Doctoren, und Rom lieferte den Schmaus dazu."

„Kein Prophet gilt im Vaterlande!" entgegnete der Cardinal, „warum wäret Ihr sonst nach Deutschland gezogen. Unter Anderm: Irr' ich

nicht, so sagt man Euch nach, Meister, Ihr wäret ein Schlangenbeschwörer."

„Ich wollte, daß ich ein solcher wäre!" versetzte Clincior in demselben Tone, wie der Kirchenfürst, — „bei meiner Treue: ich würde sie tanzen machen. Ein heidnischer Götterknabe erwürgte in der Wiege ihrer zwei. Aber wir sind über die Fabelzeiten hinaus, und unsre christlichen Kinder wissen in ihren Wiegen etwas Klügeres zu thun: — sie schlafen."....

Trompetenschall unterbrach ihn und fesselte die Aufmerksamkeit Aller. Die Heerstraße, welche längs des Rheines sich hinzog, wimmelte von Volk, das wie im Triumphe eine Schaar Reiter umringte. Tücher und Fähnlein, mit Lilien gestickt, flatterten den Schiffern vom Ufer zu, und plötzlich riefen zahllose Stimmen: „Heil! Heil dem Könige der Deutschen!" Eilig wurden jetzt Kähne vom Ufer losgebunden, die Reiter spran-

gen von den Rossen und stiegen ein, stießen ab, ruderten dem Schiffe des Königes zu.

Als sie bei diesem an Bord gekommen waren, neigte sich einer von ihnen, der Herold, durch das Lilienwappen kenntlich, vor Friedrich, und überreichte ihm ehrfurchtsvoll den Flügel des kaiserlichen Heeradlers. Er sprach dazu: „Heil wünscht Dir Frankreich, König der Deutschen, und sendet Dir hier Dein Eigenthum, das bis zu dem Tage von Bouvines im ungerechten Besitze Deines Gegners Otto gewesen. Hoch wie des Adlers Flug sei Dein Glück und Dein Ruhm, und makellos rein wie die jungfräuliche Lilie bleibe stets die Freundschaft, welche Dich und Frankreich verbindet.“

Clincior hatte sich während dessen still auf seinen alten Platz begeben, und grollte in sich hinein: „O, daß meine Sorge grundlos sei! daß ich's mindestens nicht erlebe, wenn Du als geblendeter Falke listigen Jägern zu Diensten wirst!“

Die Gesandten Frankreichs wurden trefflich bewirthet. Unter Becherklang, Jubel und Trompetenschall glitt das Königsschiff stolz auf dem Strome weiter bis Andernach. Dort wurde gelandet.

Aachen war erreicht. Die alte Kaiserstadt verjüngte sich in Festen. Von allen Gegenden Deutschlands waren geistliche und weltliche Fürsten und Herren, und zahlloses Volk herbeigeströmt, den Enkel Barbarossa's mit Karl's des Großen Krone geschmückt zu sehen. Der Erzbischof Siegfried von Mainz, Legat des heiligen Stuhles, sollte sie ihm auf's Haupt setzen, der fünfundzwanzigste Julius*) war zu dieser feierlichen Handlung bestimmt.

Je näher der Tag herranrückte, so unruhvol-

*) 1215.

ler wurde Friedrich's Brust. Mißmuth, von dem er sich keine Rechenschaft abzulegen vermochte, wühlte sie auf, der ununterbrochene Taumel, von lärmenden Festlichkeiten erzeugt, betäubte ihn nicht. Er suchte die Einsamkeit.

Es war am Vorabende des Krönungstages, als er in solcher Stimmung in einem prachtvoll hergerichteten Gemache des Kaiserpalastes saß, der inhaltschweren Zukunft sinnend, die morgen mit einer Vergangenheit zusammenschmelzen sollte; noch lebhafter, als vor zwei Jahren am Tanaro, erschien ihm diese heute wie rasch nach einander vorüberfliegende wechselnde Traumbilder. Der junge Heinrich hielt die Wache im Vorzimmer.

Da öffnete sich plötzlich die Thür des Gemaches, und Clincior trat herein. Der König hatte ihn seit jenem Gesang auf dem Rhein bis heute aus dem Auge verloren und war überrascht, ihn jetzt vor sich zu sehen.

„Ihr verspracht mir als Gunst ein Gespräch

ohne Zeugen," begann Clincior; — „wollt Ihr es jetzt gewähren? Versagt Ihr es, so lasset mich hier Abschied von Euch nehmen, Friedrich, — für immer!"

„Zum zweiten Mal dies Wort, Meister? Ich fürchte: Ihr seid mir nicht wie sonst freundlich zugethan, was könnte Euch sonst bewegen, mich zu verlassen? Ich bitt' Euch, sprecht, was habt Ihr auf dem Herzen?"

„O König!" rief Clincior schmerzvoll, „und das fragt Ihr mich? Eure Zukunft! Sie drückt mich!"

„Mich selbst!" sprach Friedrich. „Die edelste Krone der Christenheit wird morgen meine Stirne zieren, und heute noch bin ich so beklommen, wie eine Braut am Vorabend ihres Hochzeittages. Ich ringe, hundert Gedanken und Vorsätze, die wie Irrlichter in mir auftauchen und verschwinden, festzubannen. Doch vergebens, alle Gedanken und Pläne zerrinnen mir in ein einziges chaotisches Gefühl, das halb wie Sehnsucht

ist und halb wie Schaam. Ihr kommt zu guter Stunde, Meister! Ihr versteht Euch darauf, verborgene Krankheiten des Leibes und der Seele zu erforschen. Deutet mir diese, daß ich selbst das Mittel zur Heilung finde. Erklärt mir, warum ich bei'm Anblick dieser Krone, die mich etwas so Heiliges dünkt, daß die unreine Hand, welche sie anfaßt, verdorren müßte, meine Seele nicht aufjauchzen kann, wie oftmals einst, wenn ich im Traume sie sah? Warum, da ich mir der Kraft und der Reinheit bewußt bin, berg' ich mich im eignen Schatten, daß der Glanz, der von der Krone ausströmt, die Schaamröthe auf meinen Wangen nicht offenbare?"

„O Friedrich!" rief Clincior heftig bewegt, „was meinst Du wohl, das mich, so oft ich Deine Bahn verließ, urmächtig wieder hineinriß? Dein eigen Blut, Friedrich, das Blut Deines Vaters Heinrich, das ich, mit dem meinen vermischt, aus einem Becher einst mit ihm trank! Nur

einmal weinte ich: als Heinrich starb; nicht um sein Loos — um das der Welt weinte ich, daß sie ihn verlor. .... Das ist's, was mich an Dich gebunden hält. In diesem meinen Herzen wallt noch immer sein Blut, wie in dem Deinigen. Ich schaue klar in Deinen Gram; Dein Elend ist: daß ein Löwe Dich zeugte und daß Du gesäugt wurdest mit Lammesmilch. Das Waiblinger Blut stürmt in Dir an gegen die Milch Roms. Diese Krone, die Dein Vater und Dein Ahnherr trugen, würde heute Dich laut aufjauchzen, Dich Deiner selbst, wie Du leiblich bist, vergessen machen, hättest Du sie Dir Schritt für Schritt aus einer Welt voll Feinde herausgeholt, kühlte sie den Schweiß des Sieges auf Deiner Stirne, heilte ihre Berührung die klaffenden Wunden Deines Hauptes. So aber senkt sie sich, wie Du eben aus einem langen Traume erwachest, gleich einer Taube auf Dich nieder. Du hast einen Triumphzug gehalten, ohne das

Schwert ernsthaft aus der Scheide gezogen zu haben, — bist ermattet, weil Du nicht auf eignen Füßen gingst, bist davon ermattet, daß Du auf den Schultern der Erinnerung, von den Armen des Waiblingernamens, auf Herzen, wie auf weichen Pflühlen bis hieher getragen wurdest, — und nun, da Dein Fuß wieder festen Boden betritt, schwankst und schwindelst Du, dessen ungewohnt. Das Glück beschenkt Dich wie ein Tyrann. O dergleichen verträgt das Waiblingerblut nicht. Ich kenn's."

Friedrich's Brust dehnte sich weit aus, und die bis dahin einem harmlos schlummernden Kinde gleich unbeachtet drinnen gelegen, nur bisweilen durch unbewußtes Lächeln und leises Athmen ihr Dasein kundgebend, — die Majestät stieg jetzt wie ein Cherub drin empor, und entfaltete ihre lohen Schwingen. Die Göttlichkeit ward sich ihrer selbst bewußt; dies Bewußtwerden schuf eine Welt. — Clincior betrachtete ihn und sprach kei=

nen Laut; er ahnte, was in diesem Momente geschehen war.

Langsam sammelte der König seine Gedanken. Schon sah er sie entwirrt, wie weiße Zügel eines schnaubenden Gespanns vor sich.

„Ich weiß, daß Du in den Sternen liesest,“ sprach er, die Hand auf's Herz legend, „Clincior! Diese Stunde ist günstig. In diesem Augenblick liegt wie in dem verschlossenen Kelch der Blüte, die auf den heiligen Wässern schwimmt, der Inhalt meines ganzen Lebens magisch besiegelt, das Licht meines Sternes senkt sich im Scheitelpunkte drauf. Löse das Siegel, erschließe den Kelch!“

Clincior erwiederte: „Führtest Du mich auch auf die höchste Zinne Deiner Pfalz, — der Horizont ist mir zu eng. Laß' uns einen andern suchen, einen endlosen, wie eng er auch sei, einen helleren, wie wenig Leuchten auch dran brennen. Daran will ich Deine Zukunft lesen

und sie Dir verkünden. Folge mir — wenn Du Dich König fühlst!" Er öffnete die Thür und ergriff draußen eine Fackel.

„Wohin führst Du mich?" fragte Friedrich, ihm folgend.

„Zur Schatzkammer!" versetzte Clincior. Raschen Schrittes ging er voran, und der König folgte. Sie kamen vor ein eisernes Thor. Clincior schloß es auf. Sie stiegen steinerne Stufen hinab und befanden sich nun in einer unterirdischen Halle.

„Woher hast Du die Schlüssel?" fragte der König. Clincior erwiederte nichts und schloß eine erzene Pforte auf. Sie traten in ein hohes prachtvoll verziertes Gewölbe. Clincior steckte die Fackel in einen Ring an der Mauer und führte den König an ein Grabmal, das in der Mitte stand. „Hier ist der Ort, einem Waiblinger zu weissagen!"

„Mich durchrauscht's!"

„Odem der Jahrhunderte! Tritt näher, Friedrich, berühre diesen Sarg. Morgen trägst Du die Krone und den Mantel dessen, der drinnen liegt."

Friedrich sank, als er die Hand auf den Sarg legte, überwältigt von der Erhabenheit des Ortes, des Augenblickes und des Gedankens, auf die Kniee.

„Steh auf, Friedrich!" sprach Clincior finster, — „Du knieest vor — Staub!"

„Nicht vor dem Staub!" erwiederte Friedrich, rasch sich erhebend, „vor der Geschichte! Mir war, als läg' ich selbst in diesem Sarge und wollte die Nachwelt belauschen."

„So höre meine Weissagung! hier vor der unsichtbaren Sonne, in welche alles Irdische einmündet!" — Er hielt inne; die heftige Bewegung seiner Seele durchbrach die erzwungene Gemessenheit seiner Worte.

„O Friedrich, mein König!" rief er, mit wil-

dem Ungestüm ihn an beiden Händen fassend; — „hier ist der Bettler nicht geringer als Du. Sieh mich zum ersten Male als Bittenden. Nicht den König allein hab' ich jetzt vor mir, o zuerst den Waiblinger, Heinrich's Sohn! — Sohn eines Kaisers, Enkel eines Kaisers! Einst selbst Kaiser! Wenn Du von Deinen Freunden, den stolzen Kirchenfürsten, umgeben warst, wußtest Du nie, daß dem Manne, der schweigend in der Ecke stand, das Herz um Dich blutete. Niemand wußt' es. Ich gehe auf Erden einsam und gemieden. Der Pöbel weist mit Fingern auf mich, daß nur Hassen und Zerstören mein Gelüste sei. — Was blieb mir denn sonst? Wen sollt' ich denn lieben? Ich liebte nur Einen, ich hoffte auf Einen: er ist hin! Er ließ Dich, — und ich mußte zusehn, wie der junge Löwe langsam und schlau gezähmt wurde. Ich lernt' es begreifen, daß wir vor der ewigen Nothwendigkeit wie arme Käfer sind, denen ein Bube

langsam die Glieder ausreißt. Meine Weisheit ist Pest, sie heißt: das Nichts! So weit kam ich, da ich schon wähnte, den Himmel erstürmt zu haben. Ich sah Dich, gebunden an einen langen, unzerreißbaren Faden, Du fühltest ihn noch nicht. Ich sah die Spinne in ihrem Netze; Du sahst die — Mutterbrust! — Die Verzweiflung preßte mir zuweilen einen dumpfen thierischen Schrei aus. Du hieltst ihn für Lachen. Wie im langen Triumph zogst Du, allen Listen, allem Trotz Deiner Feinde entronnen, bis hieher; das Volk jauchzte und schrie: „Gott habe Dich bewahrt und geführt!" Ich aber sah Dich, wie Du jenen Pilgerknaben Nicolaus, der auf seinem Wagen schlief, — als Opfer hingeschleppt, auf den Stuhl Karl's des Großen von Priestern geschleppt, gekrönt mit der uralten Krone, wie man das Opferthier kränzt. Ich sah Dich, als Werkzeug Roms, als blinden Vollzieher der Tyrannei, die alle Völker ewig ver-

knechten soll; dies sah ich, mit meinen scharfen, ungetrübten Augen, und Du bist doch ein Waiblinger, und mein Blutfreund Heinrich hat Dich gezeugt."

Nach kurzem Schweigen fuhr er gefaßter fort: „Vergib! Mein Schmerz überschritt das Maß. Sieh, ein ganzes Leben lang von Niemandem begriffen werden! Man muß hassen lernen, um sich nicht schämen zu lernen. Mit Haß deckt' ich das Grab in mir zu, den Schmerz, der das Mitleid ausstößt. Da sinkt endlich die Decke ein, und Du blickst in den Abgrund. Ich kann's nicht mehr wehren.

„O Friedrich, zwei Wege, zwischen denen Du wählen mußt, laufen von diesem Sarge aus. Der eine — sicher, eben, von Tausenden ausgetreten, von Tausenden gepriesen, Tausenden empfohlen, — der andere nur von einzelnen blutigen Sohlen gezeichnet. Das Ziel des einen ein Sterben im Frieden, vielleicht ein Heiligenschein, — das des andern ein Sturz in den Ab-

grund, von Bannblitzen beleuchtet, aber der Sturz eines Titanen, der zerbrochene Fesseln mit sich hinabreißt, Jahrhunderte lang in Donnern nachhallend, Jahrhunderte lang ein Gedächtniß, eine ewig lebendige That. Wäge die Loose, Hohenstaufe! — das goldne und das eiserne. Deine Väter griffen nach dem Eisen. — Greifst Du nach dem Golde, so schmiedet Rom eine Kette draus — für Dich! Greifst Du nach dem Eisen, so zerhaust Du Ketten. Wäg' ab das Lächeln Roms und das Behagen des ungestörten Besitzes, — den Fluch Roms und die Unruh des Kampfes."

„Ich täusche Dich nicht, Friedrich! Hier wie dort seh' ich für Dich nur Untergang. Diese Roma ist einer Wölfin Kind. Wenn Rom Dir lächelt, Dich schützt, Dich segnet, Dich heilig spricht, — Du gehst doch unter, nur schrecklicher als auf einmal, als im Kampf, — Du faulst lebendig. — Rom kann Dir alles irdische

und himmlische Gut geben; eins stiehlt es Dir dafür — den Namen, den Nachruhm! Es gibt nur eine Sonne; willst Du der blasse, schmächtige Mond sein? — Führst Du fort, was Deine Väter begannen, — (ich will Dich nicht täuschen, —) Du gehst unter, aber als Sonne, und Dein Untergang verbürgt neue Morgen!"

„Ja, Friedrich, unvermeidlich ist, wenn Du gegen Rom ankämpfest, Dein Sturz. Weißt Du, selbst wenn Du jetzt noch entschlossen bist, Frieden mit der Kirche zu halten, wohin Dich einst die Umstände reißen werden? Rom kann Dich vernichten, Dich zum Spott machen, und wird's, wenn es Dich nicht zu fürchten braucht. Das ist das Entsetzliche, was uns vor Wuth knirschen macht, daß wir, mögen wir uns auch wenden wie wir wollen, doch vom Schicksal in die Geleise gezwängt werden sollen, welche uns von Anfang her bestimmt sind, und darin

allein ist inmitten jener allgemeinen Tyrannei noch Freiheit, daß wir wenigstens noch trotzig hinein *springen* können, bevor es uns an den Haaren hinein *schleppt*. — Ich weissagte Dir, wie ein Vater seinem leiblichen Kinde; — aus meinem Herzen. Entscheide! Wie ein fruchtbarer Boden liegt das Leben noch vor Dir. Ich habe es, nach seinen verborgenen Schätzen suchend, so oft aufgewühlt, daß es seine zeugende Kraft für mich verlor; ich habe keine Ernte mehr zu hoffen, und will keine Saat mehr ausstreuen. Ich bin gebrochen, und weil ich's bin, will ich nicht langsam hinmodern. Nur *eine* Freude möcht' ich noch kosten nach langem Dürsten, dann in die Arme der liebenden, tödtenden Nacht stürzen. Du aber denke nicht geringer von mir, weil ich Dich meinen Schmerz blicken ließ."

Clincior! — bei dieser Asche eines Weltbeherrschers, — *lebe!* denn die Stauffen sind

nicht todt. In diesem Herzen rütteln sie sich dröhnend empor; mein Dasein beginnt an diesem Sarge. Weithin trägt meine Sehkraft. Ich danke Euch, mein Vater, daß Ihr mir Thaten übrig ließt! Was Barbarossa gedacht, Heinrich begonnen, — vor mir liegt es zu vollenden. Zwei Hälften einer Krone — Orient, Occident! In lichten Flammen schmelz' ich sie zusammen. Ein Reich der Liebe und des Ruhms sei vom Belt bis Jerusalem, und wie ein Gott, so ein Gesetz über allen Völkern."

Er wandte sich, die Kaisergruft zu verlassen. Clincior folgte ihm, aber er konnte sich nicht freuen; ob auch die Begeisterung des jungen Königs ihn wärmte; er gedachte des Gelöbnisses, das Friedrich bei'm Abschied aus Rom dem Papste Innocenz gegeben: Italien und Deutschland nie vereinigen zu wollen. Schweigend schritten sie die Stufen wieder hinauf und in die kaiserliche Pfalz zurück.

Dort reichte Clincior dem Könige die Hand und sprach mit so viel Ruhe, als er erzwingen konnte: „Mein Werk ist zu Ende, Friedrich! Es treibt mich fort. Sei glücklich! — Sei groß!"

Der König ließ seine Hand nicht los. „Du darfst mich heute noch nicht verlassen, Unbegreiflicher! Den kommenden Morgen sieh mich noch, und denke meines Vaters! — Bleibe mir, Clincior, was Du meinem Vater gewesen!"

Aber in Clincior's Herzen tobte der Zweifel. Wenn er diese heitre Milde in Friedrich's Mienen sah, fürchtete er, daß der König mitten im Wege wanken werde, er wollte solch einen Moment einst nicht mit ansehen. „Bist Du nicht stark genug durch Dich? Deine Krönung sehen? — Wer krönt Dich? Ein Priester! Ich soll's mit ansehen? Deines Vaters gedenkend, spräng' ich zwischen Dich und den Altar! Nimmermehr! Leb wohl!

Er riß sich los und ging. Im Vorgemache

sah er den jungen Heinrich. Er hielt im raschen Schritte ein, zog einen Ring vom Finger, und steckte ihn dem Sohne an. Dabei bewachte er sich selbst, daß kein Zug seine Bewegung verrathe. — „Ich scheide" sprach er, — „frage nicht, wohin ich gehe. Von Allem, was ich besitze, laß ich Dir nichts, als diesen Ring, mein Name steht darin. Du weißt, ich habe Land und Schätze, aber ich sage Dir nicht, wo; ich enterbe Dich — aus Liebe, denn Du sollst ein Mann sein, und stets nur Mann!"

„Du gehst?" rief Heinrich schmerzvoll.

„Ich habe noch Eines zu besorgen, — Rom! — In Dir, mein Sohn, leb' ich fort. Verlasse den Kaiser nie — und Dich selbst nie!

Schon wollte er gehn, da übermannte es ihn. Er faßte den Sohn und küßte ihn mit glühenden Lippen. „Nenne Dich nie meinen Sohn!" sprach er, — „man würde Dich den

Haß gegen den Vater entgelten lassen. Hüte Dich vor Frauenliebe! Vertraue nie einem Priester! Dies mein Vatersegen!"

Am andern Tage, dem Feste des Apostels Jacobus, standen weit auf die Thore des Domes in Aachen, daß der junge König einziehe. Jubel auf allen Straßen, Geläute von allen Thürmen, Blumen aus allen Fenstern auf die Pfade gestreut, die der Hohenstaufe betrete. Wie Meereswogen laut brauste der Gesang:

„Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!"

Alle Edlen aus Lothringen und die meisten Fürsten Deutschlands, geistliche und weltliche, füllten die Hallen des Domes. Im kostbaren Gewande, die von Edelsteinen funkelnde Mitra auf dem Haupte, trat Siegfried von

Mainz, des heiligen Stuhles Legat, vor den Hochaltar, goß das Salböl auf die Stirne Friedrich's, welcher vor ihm hinknieete, und sprach dazu:

„Der Vater alles Lebens ströme die Fülle seiner Weisheit und Gnade auf Dich, und Du, o König, ströme aus die Fülle der Milde und Treue auf Dein Volk! So trachte, was der höchste Herr Dir als Pfand anvertraut, reich auszutheilen, daß, wenn Du als Sakrament auf dem Sterbebette die letzte Salbung empfängst, Du als ein treuer Verwalter vor Gottes Thron treten kannst! Im Namen der heiligen Kirche: Betet für den König!"

Nun gürtete er ihm das Schwert um und sprach:

„Der über alle Sieger siegt, der gibt Dir dies Schwert, daß Du damit sein Reich auf Erden und seine Tochter, die heilige Kirche, schützest. Und pflanze es auf als Kreuz, daß die Völker sich darum versammeln. Der, am Tage

des Gerichtes in der Linken die Lilie und in der Rechten das Schwert haltend, sie um seinen Thron berufen wird, fordert von Dir Rechenschaft für jeden Tropfen unschuldigen Blutes, der an seiner Schneide hing."

Hierauf gab er ihm den Scepter in die Hand, mit folgenden Worten:

„Der über alle Richter richtet, der legt diesen Stab in Deine Hand, auf daß an ihm sich die Unschuld aufrecht halte, und daß er das Laster zu Boden schlage. Gedenke daran, daß an jenem Tage dieser goldene Stab Dir nicht mehr nützt als ein Binsenrohr, und daß der ewige Richter ihn zerbrochen Dir wird zu Füßen werfen, wofern Du auch nur ein einzig Haupt damit ungerecht gerichtet hast."

Nun empfing er aus der Hand des Würdenträgers den Reichsapfel, überreichte ihn dem Könige und sprach:

„Durch eines Apfels Biß ist die Sünde in

die Welt gekommen, und durch die Sünde der Tod. Wie lockend die Schale der Frucht sei, im Kerne ist die Fäulniß und ist die Verwesung. So nimm hier den goldnen Reichsapfel, das Bild der Erde, und gedenke, wenn der Anblick des Schimmers, mit welchem er gleißt, Dein Auge bethöret, daß diese goldene Hülle nichts als Asche enthält, und daß, so groß Deine irdische Gewalt und so glanzreich Dein Ruhm sei, Du selbst zu Staub und Asche werdest."

Endlich nahm er die Krone und setzte sie auf Friedrich's Haupt; dazu sprach er:

„Der König der Könige, der da spricht: „„Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben,"" gibt Dir das Symbol der höchsten irdischen Würde durch die Hand der Kirche. So unerreichbar diese Krone für jedes Menschen Hand ist, — der Finger Gottes streift sie von Deinem Scheitel, und jeder Edelstein darin erblindet, wenn Du in blin-

dem Hochmuth mehr zu sein wähnst, als ein Knecht vor dem höchsten Herrscher des Himmels und der Erde! Ich presse ihren Reif scharf auf Deine Stirne, daß Du jetzt schon daran denken mögest, wie schwer ihr Gewicht auf Deiner Seele laste. Du bist, da Du sie trägst, wie die Sonne, von welcher alle Creaturen Licht, Wärme und Leben empfangen; so also spende Weisheit, Gerechtigkeit, Stärke und Gnade an alle, die da kommen, an der Sonne der Majestät sich zu erquicken, denn in ihr vereinigen sich alle Segnungen, und kommt die Gottähnlichkeit, welche wie ein neuer, schönerer und reiner Leib Dich jetzt umgibt, zur Erscheinung. Der König der Könige segne Dich, sein Amt auf Erden treu zu verwalten. Der König der Könige behüte Dich, treu auf seinen Wegen zu wandeln. Der König der Könige sei mit Dir immerdar, im Leben und im Tode. Amen!"

Da riefen Alle, welche Haupt an Haupt gedrängt die weiten Räume des Domes erfüllten,

jauchzend wie aus einem Munde: „Heil und Ruhm dem Könige der Deutschen, Friedrich dem Zweiten.“ Und tausendstimmig donnerte der Ruf: „Heil Friedrich dem Zweiten, dem Könige der Deutschen!“ draußen vor den Pforten des Domes, wo das Volk andächtig auf den Knieen lag, und donnerte hin über das ganze deutsche Land.

Friedrich aber fühlte sich, als stünde er nicht auf irdischem Boden, sondern vor Gott in lichten Flammen und empfinge die Kraft, die Begeisterung und das Leben eines ganzen Volkes in seine Adern gegossen, und legte einen Schwur nieder in den Schooß des Allmächtigen. Noch lag er in solcher Verzückung auf den Stufen des Altares, nichts von allem, was um ihn vorging, mit sinnlichen Organen erfassend, — da öffneten sich die Reihen der Fürsten, die ihn im Kreise umstanden, und zwölf der Edelsten der Kaiserstadt brachten auf ihren Schultern her=

getragen, unter prachtvollem Baldachine einen schmucklosen Sarg, den sie mit Ehrerbietung vor dem Altare auf einen kostbaren Teppich niederließen. Es folgten ihnen sechs Andere, die einen neuen aus massivem Silber kunstreich gearbeiteten Sarg trugen und zur Seite stellten. Indessen stimmten die Sänger den ambrosianischen Hymnus: Te Deum laudamus an.

Friedrich hatte sich erhoben und trat, sich gegen das Volk wendend, auf die oberste Stufe vor dem Altare. Da erblickte er den Sarg, dessen Deckel geöffnet war. Der Erzbischof von Mainz sprach ehrerbietig zu ihm: „Du siehest in diesem Sarge den Leichnam Kaiser Karl's des Großen, welcher feierlich erhoben werden soll; denn heute ist der Tag, da das deutsche Volk seiner Herrlichkeit gedenke! Und Du, o König, gedenke in Deiner Majestät der Vergänglichkeit und der Tugend, durch welche Vergängliches unvergänglich und Sterbliches unsterblich wird."

Zwölf Bischöfe — zum Andenken der zwölf Apostel — naheten sich jetzo dem alten Sarge, erhoben den Leichnam des heiligen Kaisers, und legten ihn auf purpurnen und mit Gold und Juwelen durchwirkten Tüchern in den prachtvollen neuen Schrein. Erzpriester in glänzenden Ornaten nährten die Glut in den Weihrauchbecken, und reichten dem Erzbischofe von Mainz den Sprengel. Hierauf hoben die zwölf Bischöfe den silbernen Sarg auf den Altar und legten den kunstreichen Deckel darauf. Der Erzbischof von Mainz schwang nun den Sprengel mit Weihwasser nach drei Seiten, und senkte ihn auf den Sarg, dann empfing er aus der Hand eines Erzpriesters den ersten Nagel und den Hammer, um den Sarg zu verschließen.

Als der König dies bemerkte, trat er näher zu ihm, und sprach: Vergönnet Uns, hochwürdiger Erzbischof, diese Handlung zu verrichten. Dem Sohne eines Kaisers, dem Könige der

Deutschen geziemt es, den ersten Nagel in den Sarg eines Weltherrschers zu schlagen.“

Der Erzbischof überreichte ihm nun Nagel und Hammer; Friedrich that den ersten Schlag und sprach:

„Volk, blicke hieher! Nicht die Majestät ist's, die hier liegt; nie kann Majestät eingesargt werden und in Staub zerfallen. Ein Siegel drück' ich mit diesem Hammerschlag auf die Herrlichkeit deutschen Namens; ein Glockenklang sei dieser Hall, der zu Thaten ruft. In Rom wird sich einst die Bedeutung dieser Stunde erfüllen.“

Die Worte des Königes erwägend stand unfern von ihm der Cardinal, die ganze Seele voll von dem Gedanken: „Ein Hohenstaufe!“ Jetzt näherte er sich dem Könige und sprach einige leise Worte zu ihm. Rasch erwiederte dieser laut: „Nicht der Mahnung bedurfte es, hochwürdiger Vater! Uns bestimmt kein Zwang,

der freie königliche Wille ist es, den Wir offenbaren. —" Dann zu dem versammelten Volke gewendet: „Auf dieses Kreuz lege ich meinen Finger. — Frei werde das Grab des Heilandes, frei der Glaube! Drei Stationen, Aachen, Rom, Jerusalem! —"

„Und dann? — — die Welt!" ergänzten ihn die Gedanken des Cardinals.

Tausendstimmiger Jubel schallte dem Könige als Antwort. Dieser Augenblick begrub die wechselnden Geschicke seiner Vergangenheit; sicher in seinem kühnen neuen Wollen schritt er in die Zukunft hinein.

IV.

In tiefer Waldeinsamkeit barg sich ein altes Kastell, dessen graue, öde Mauern und Wälle aus mächtigen Quadern aufgethürmt, wie ein schmuckloser Tabernakel eine kostbare Monstranz, einen prachtvollen in weiten Räumlichkeiten ausgedehnten Palast umschlossen. Das war das Schloß Campofelice in Apulien, dessen Bewohner in ihrer klösterlichen Abgeschiedenheit fast nie Menschen aus der Umgegend sahen; das Landvolk mied es, in die Nähe des einsamen

Kastelles zu kommen, da die Sage ging, es wäre das Eigenthum Clincior's, in welchem er seine Schätze und seine Frauen bewahre, böse Geister bewachten es und über dem Thore schwebe, an einem Haare aufgehangen, ein Talisman, welcher Jeden versteinere, der von Neugier oder andren sträflichen Begierden getrieben, in das Innere dringen wolle.

Ueber die Bewohner des Kastelles waren gleichfalls die wunderlichsten Sagen und Gerüchte im Umlauf. Einige erzählten, eine heidnische Königstochter aus dem Morgenlande sei darin eingeschlossen und habe eine Menge Mohren, Zwerge, Sclavinnen und Eunuchen zur Bedienung, welche mit ihr drinnen verzaubert seien. Andere behaupteten, ein frommes Fräulein aus Engelland, welches Clincior verführt habe, büße darin; und wieder Andere versicherten für gewiß: Die Dame sei von Capua gekommen, plötzlich wieder verschwunden, und nach einiger Zeit ebenso geheimnißvoll

wiedergekommen; in der Zwischenzeit aber wäre sie auf der Insel Palmarola gewesen, an welcher kein Schiffer anlege, weil das Eiland von bösen Dämonen bewohnt werde. Leute aus Terracina wollten die fremde Dame sogar gesehen haben, wie sie in einer kleinen gebrechlichen Barke während eines furchtbaren Sturmes sicher an der Rhede vorbeigesegelt sei; Fischer aus Gaeta bestätigten dies und fügten hinzu, sie wäre vom Kopf bis zum Fuß in schwarze Schleier gehüllt und Niemand bei ihr gewesen, als ein Zwerg, der auf dem Steuerruder gehockt.

Diese Dame war Maddalena Lavagna, welche das einsame Schloß Campofelice nun schon im dritten Jahre bewohnte und dort ihr Kind Manadora erzog, welches sie auf der Dämoneninsel Palmarola geboren hatte.

Immer klarer war der unglücklichen Frau im Verlaufe jener Zeit die Ueberzeugung geworden, daß Clincior's Stolz mit ihrem Herzen ein grau-

sames Spiel getrieben; dennoch vermochte das Unglück den Adel ihrer Seele nicht zu beugen; alle Liebe zu Clincior war auf ihre Tochter Manadora übergegangen und aus einer irdischen zur himmlischen geworden, geläutert durch Schmerz. Nicht, weil sie den Wettkampf eingegangen, den Menschenverächter zur Achtung, durch Liebe zum Glauben hinanzuleiten, — sondern, weil sie jetzt ganz nur Mutter war, blieb sie standhaft, unerschütterlich und groß in den unsäglichen Sorgen um die Zukunft ihres Kindes, von welchen sie Tag und Nacht gefoltert wurde.

Diese aber waren verschiedener Art. Zuerst fürchtete sie, daß ihre stolzen unversöhnlichen Verwandten, wenn sie erführen, daß sie Clincior'n ein Kind geboren, dem Verhaßten an diesem Kinde ihren Grimm entgelten lassen würden. Und so war's nicht bloß, um Clincior's grausame Bedingung zu erfüllen, sondern vielmehr um das Leben des geliebten Kindes zu hüten, wenn sie

diesem selbst und Jedem ihrer Umgebung den Namen des Vaters auf das sorgfältigste verschwieg, und so war's nicht die Sorge um sich selbst, wenn sie das Geheimniß ihres Aufenthaltes auf das ängstlichste zu bewahren suchte, und in Europa sich nicht sicher wähnend, sogar daran dachte, mit Manadora nach dem Morgenlande zu flüchten, wo Clincior, wie sie durch Kaf wußte, manches Schloß besaß.

Und ihrer Tochter Zukunft! Vielleicht ein Unglück, wie jenes der Mutter, deren ganze Aussicht! Vor solchem Leiden das geliebte Kind frühzeitig zu bewahren, war der Zweck ihrer Erziehung; — der Egoismus der Mutterliebe sprach auch ein Wörtlein mit; war doch das Kind ihr Einziges auf Erden; sie zitterte, dies — durch Mannesliebe einst zu verlieren. Welch ein Mittel führte sie zum Ziele? Sie sann und sann und fand nur Eines als tauglich, und führte dies aus; — sie erzog die Tochter in Haß und Ver-

achtung gegen den Namen: Mann, erzog sie in Frauenstolz und Zuversicht der eignen Kraft; den Inbegriff alles Erbärmlichen lehrte sie die Tochter mit dem Worte: Mann bezeichnen. Die Arme! Sie übersah es, daß die Kleine in der klösterlichen Einsamkeit von Campofelice kein einzig männliches Wesen vor Augen hatte als Kaf, und dieser war — Eunuch, daß, wenn irgend ein Zufall der Heranwachsenden je einen Mann in den Weg führte, aller anerzogene Frauenstolz vor einem einzigen Blicke leicht wie Spreu zerstieben müsse.

Das dritte Bangniß um die Tochter, welches die Mutter quälte, war ein religiöses. Ihr eigenthümliches Verhältniß, welches sie von der Gemeinschaft mit den Menschen abschied, hatte zur Folge, daß ihr Kind noch nicht die heilige Taufe erlangt hatte und ohne einen andern Unterricht im Glauben, als jenen, welchen die Mutter gab, heranwachsen mußte. Sie selber fühlte

sich rein vor ihrem Gotte und bereit, in jedem Augenblicke vor ihn hinzutreten und Rechenschaft abzulegen. Doch die Tochter! Mit Sehnsucht erwartete Maddalena die Zeit, wann ihr Kind herangewachsen sei. Dann wollte sie mit der Tochter, in Männerkleidern, nur von dem treuen Kaf begleitet, nach Osten fliehen, in einem Kloster des heiligen Landes Vergebung für sich, christlichen Unterricht für die Tochter, für Beide ein Asyl suchen.

Unter solchen eigenthümlichen, der weiblichen Natur widerstrebenden Einflüssen wuchs das Kind heran, von der Mutter und dem Eunuchen vor jedem fremden Blicke bewacht. Solches Doppelleiden war der Lohn, welchen Maddalena für ihre treue Hingebung, für ihren Glauben erntete, — Vergessenheit! — doch klagte sie nicht, — sie war zu stolz dazu, — und klagte nicht an, denn sie hatte geliebt!

Ohne Zweck und Ziel, von rastloser innerer Unruhe weitergetrieben, schweifte Clincior, seit er Aachen verlassen, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Er hatte keinen Gott, er hatte keinen Glauben an sich selber mehr; er wollte keine Liebe in sich tragen, um nicht ihr Knecht zu sein. Der Zweifel verzehrte ihn Glied für Glied; der Stolz war nur eine Maske, die er selbst schon verspottete, die Menschenverachtung das einzig Feste, woran er sich klammerte, und auch diese Stütze wankte, seit er Maddalena verlassen und in Heinrich seinen Sohn gefunden. Die Natur rächte sich an ihm; doch er wollte die Macht des Göttlichen, das ihn, wie jene Jünger der Geist, übermannt, nicht anerkennen; und so täuschte er, der im tiefsten Wissen keine Befriedigung gefunden, sich selbst, und spornte sich von Genuß zu Genuß, obwohl ihm längst vor jedem ekelte. Das Entsetzlichste aber war ihm der Mangel der That. Sein eigener Wi=

derspruch war er, seine Wirklichkeit — die Parodie seiner Kraft, seiner Ansprüche, — durch Beides: den innern Tod — keine Hoffnung! Und dazu immer und immer wieder die anschlagende Mahnung des Herzens! War's Liebe? war's Gewissen? Selbst an Friedrich's Schicksal, das er verzweifelnd aufgegeben, fühlte er sich noch gebunden; wie es ihn drängte, Maddalena wiederzusehen! Beiden unbekannt, dem ersten wirken, bei der zweiten sich selber den Wunsch eines Sterbenden erfüllen. Hatte sie wirklich ihn besiegt? War sie nicht dennoch vielleicht wankend geworden? Und, wenn er sie — auch in entstellender Verhüllung — sähe, wird er sich nicht selbst verrathen, den Triumph eines Weibes vollenden? Nur so wenig traute er sich selber noch zu. Und dennoch war er unwillkührlich aus dem Norden Deutschlands, aus England, aus Ungarn, wo er sich umhergetrieben, wieder nach Italien gekommen, und unaufhaltsam zog es ihn nach Italiens Süden, wo sie lebte!

In Verona, wo er einen Rasttag machen wollte, besuchte er das Haus eines alten Gastfreundes, des gelehrten Meisters Marsilio, mit welchem er in früheren Zeiten manche Nacht in Gesprächen und Forschungen über die Mysterien des Alterthums und verfolgter Glaubenssekten im Morgenlande zugebracht. Als Clincior nach Marsilio fragte, gab ihm ein graubärtiger Diener den Bescheid, der ehrwürdige Priester sei nicht zu Hause, sondern im Dienste der Religion beschäftigt. Clincior war erstaunt. „Meister Marsilio ein Priester?“ fragte er ungläubig. — „Gewiß Herr!“ — „Marsilio von Castelbracho?“ — „Derselbe, werther Herr!“ gab der Diener zur Antwort. — Da faßte Clincior diesen an der Hand, und machte ihm ein geheimes Zeichen. Der Diener zitterte, und gab es nach einigem Zögern zurück, während er Clincior noch immer ängstlich forschend anblickte. „Du siehst, mein Freund, daß ich einer von den

„Vollkommenen" bin," sprach Clincior leise, — „drum laß die Verstellung, gib aufrichtig Bescheid!" — Der Diener blickte ihn nochmals spähend an und ließ ihn plötzlich in der dunklen Hausflur (denn es war spät am Abend,) allein. „Wär's möglich?" sann Clincior — „Marsilio so schwach, daß er abgefallen? Warum nicht? Was mehr, als ein Mensch!" — Indessen kam Marsilio selbst, ohne Leuchte, drückte ihm die Hand und gab ihm das Zeichen. „Ah, Ihr seid's noch!" sprach Clincior, — „seid der Alte! Doch welche Vorsicht? Warum verläugnet Ihr Euch? Euer Diener nannte Euch einen ehrwürdigen Priester!"

„Stille, mein Freund!" unterbrach ihn Marsilio. „Ihr seid in einem Sterbehause, und der scheidende Bruder wählte den Tod des „Bekenners"; schon seit sieben Tagen entbehrte er Speise und Trank."

„Der Thor!“ erwiederte Clincior, — „weßhalb scheute er den schnellen und leichten Tod des „Märtyrers“? Aus Furcht, aus Schwäche vielleicht.“

„Richtet nicht, mein Bruder,“ antwortete Marsilio, „folget mir in ein Gastgemach, und entschuldigt mich dann, mein Amt als „Vollkommener“ gebeut mir, bei dem „Bekenner“ zu bleiben, bis er vollendet hat.“

„Ihr seid also noch Katharer,“ sprach Clincior. Vorsichtig nach allen Seiten spähend bejahte Marsilio.

„Und römisch-katholischer Priester zugleich?“ fuhr Clincior fort. — „Weßhalb die Verstellung?“

„Seit der letzten lateranischen Synode“ erwiederte Marsilio leise, „bedrängt der römische Antichrist unsern reinen Glauben, und überall flammen Scheiterhaufen. Um in der stillen Gemeinde wirken zu können, nahm ich die Maske

eines Bekehrten, und empfing die römischen Weihen; als römischer Priester kann ich leichter als bisher....“

Ein verächtliches Lächeln Clincior's unterbrach ihn. „Kommt!“ sprach er, „laßt uns zu dem sterbenden „Bekenner“ gehen, dessen Zaghaftigkeit vor dem Tode eines „Märtyrers“ Eure allzumuthige Klugheit beschämt!“

Schweigend führte der Katharer seinen Gastfreund in das Gemach, in welchem der Sterbende lag, welcher den Satzungen seiner Secte getreu das Ende eines „Bekenners“ gewählt hatte, den Tod durch Hunger und Durst, während die „Märtyrer“ von ihren Brüdern erdrosselt wurden.

Als Clincior und Marsilio das Sterbezimmer betraten, hauchte der Katharer eben seine Seele aus, und alsobald löschten alle, die um ihn waren, die Lichter und legten ihre Hände auf das Haupt der Leiche, damit alle Sünden von ihm hinweggenommen seien. — „Wo eine Kirche,

da ist Betrug! Katholiken, Manichäer, Paulicianer, Katharer — wo ist die Wahrheit? Wo ist ein Unterschied?“ dachte Clincior, bittren Ekels voll; dann ergriff er die Hand Marsilio's und sprach: „Lasset mich mein Nachtlager aufsuchen, Bruder! Dies Haus ist ein Haus des Schlafes; o schlief ich, so sanft und traumlos, wie dieser hier!“

Marsilio, dessen Amt in dem Sterbezimmer zu Ende war, führte jetzt seinen Gast in das für den fremden Bruder bereitete Gemach und besorgte Licht.

„Gern säh' ich Euch als römisch-katholischen Priester,“ begann Clincior, nachdem Marsilio sich neben ihn gesetzt; „habt Ihr den Anzug nicht zur Hand? Fast hätt' ich Lust, zu sehen, wie er mir selber steht!“

„Spottet nicht!“ erwiederte Marsilio, „kennt Ihr die Grausamkeit Roms gegen Andersden-

kende nicht? Vollends seit der Antichrist die vierte Synode auf dem Lateran gehalten...."

Zornentbrannt sprang Clincior auf. „Immer davon! Was ist's damit? Was konnte Rom noch ersinnen, um seine Welttyrannei abzuschließen?"

„Ihr wißt nicht?...." fragte der Katharer.

„Nichts! Ich schweifte im Norden, im Osten umher, — vermied es, von Rom zu hören; was vermag mein einzelner ohnmächtiger Haß?"

„So wißt!" berichtete Marsilio: — „der Ring ist festgenietet, das fluchwerthe Werk der Tyrannei endlich vollbracht. Sieben Sacramente sind dekretirt, und merkt auf! — das der Ohrenbeichte darunter. Jeder Priester ist jetzt ein Spion des Tyrannen; Dein eigen Haus gehört nicht mehr Dir, sondern Rom."

„Das wußt' ich längst!" sprach Clincior lachend.

„Wißt Ihr auch, daß der Papst von nun an vom Gesetze der Kirche dispensiren kann?" fuhr der Katharer fort, — erstaunt horchte Clincior, — „daß Innocenz diese stolze, unversöhnliche Kirche durch göttliche Offenbarung für die „alleinseligmachende" erklärte? Fühlt Ihr die Bedeutung? der Stolz warf seine Verkleidung ab. Rom braucht nicht mehr hinter seinen sieben Hügeln zu halten. Die Tyrannei hat das Höchste erreicht, sie hat sich als Gott eingesetzt, und richtet nicht mehr Worte allein, sondern Gedanken; der Zweifel, der prüfende Blick ist jetzt Verbrechen."

„Die Menschheit, wie sie ist, was verdient sie Bessres?" rief Clincior; „sie will nicht frei sein, und wenn Ihr sie an den Haaren zur Freiheit schleppt."

„Selbst König Friedrich....“ fuhr der Katharer fort, — Clincior unterbrach ihn mit Ungestüm: „Was ist's mit ihm?“

„....ließ sich bethören....“ fuhr der Katharer fort.

„Von Innocenz? So schnell! so schnell! Verdammt sei jede Hoffnung, verdammt jeder Glaube an eine bessre Zukunft! Sprich! Was geschah?“

„Der König unterzeichnete in Straßburg eine Schrift, worin er sich verpflichtete, sobald er die Kaiserkrone in Rom erhalten habe, seinen Sohn von der väterlichen Gewalt zu entbinden und Sicilien selbstständig verwalten zu lassen....“

„Rom — und die Kaiserkrone! Eine gekrönte Puppe im Löwenzwinger!“ sprach Clincior erschüttert. — — „O Friedrich, Sohn des Gewaltigen! — —“ Eine geraume Weile hing er jetzt wortlos seinem Schmerz nach. Plötzlich aber erhob er sich und rief wildfreudig:

„Noch leb' ich! Noch gibt's eine That! Meine letzte!"

Marsilio bat ihn um Aufschluß; er den Gastfreund, seine Nachtruhe nicht zu stören; Marsilio ging. Am andern Morgen mit dem frühesten brach Clincior auf und verließ Verona.

Zweites Buch.

(1216.)

I.

Bald war ein Jahr voll geworden, seit König Friedrich der Zweite im Dome zu Aachen vor seinem Volke das feierliche Gelübde ausgesprochen hatte, sich an die Spitze eines Kreuzheeres zu stellen, um Jerusalem und das gelobte Land aus der Gewalt der Ungläubigen zu befreien.

Dieser Zweck schwebte dem gewaltigsten Manne jener Zeit, dem Papste Innocentius dem Dritten, als höchste und heiligste Aufgabe vor, und mit der ganzen Fülle seiner geistigen Macht

warb der Seelenherrscher der Christenheit, der die Geschicke der Könige lenkte, in allen Landen, um die Völker dafür zu vereinigen. So viele Hindernisse ihm im Wege standen, um so unermüdlicher setzte er, seine Thätigkeit zerspaltend, in Frankreich und in Deutschland, in Italien und in Byzanz alle Hebel in Bewegung. Kein widriger Glückszufall vermochte seine Ueberzeugung zu erschüttern, daß, wie in der Kirche allein nothwendig das dauernde Heil der Welt begründet liege, und ihrer unsichtbaren Majestät, die alle Königskronen überrage, auch die höchste irdische Macht als würdiges Kleid gezieme, so ihre Pflicht es sei, die Individualitäten der Völker, die sich um kleinliche Zwecke wechselseits aufzureiben drohten, zu ungeheuern Massen zusammenzuschlagen, den Strömungen einen großartigen Impuls zu geben, und die Wogen zu dem großartigsten Zwecke hinzujagen, damit die Idee einer göttlichen Einheitlichkeit, damit das Bewußtsein nicht untergehe. Er er-

kannte, daß nur die Begeisterung die verschiedenartigen reichen und herrlichen Elemente dauernd verbinden, und aus ihnen ein neues Völkerleben harmonisch gestalten könne. Er betrachtete die Verhältnisse seiner Mitwelt wie ein echter König; er konnte es, er war der Mittelpunkt, an welchem wie wunderbare Krystallbildungen die meisten übrigen bedeutenden Persönlichkeiten sich anschlossen und zu festen Charakteren wurden; er durfte es, denn was jener Gregor der Siebente gegründet, woran Alexander der Dritte unermüdlich fortgebaut, — er hatte, groß wie diese Beiden, den Giebel dazu vollendet. — Im sechsundfunfzigsten Jahre seines Alters, im achtzehnten seiner Herrschaft auf dem Stuhle der Apostelfürsten, durfte er sich gestehen, daß er das erhabene und künstliche Gebäude der Hierarchie beschlossen, — daß die Hierarchie, indem sie nach außen hin gesichert und selbstständig dastand, beginnen konnte, die materiellen Vorhandenheiten

der Völker zu durchgeistigen, ein flammenumwehter Fels, der jedem Irrenden durch Nebel und Wolken in die Ferne entgegenleuchtete, daß sie, die nicht mehr um ihrer eigenen Existenz willen Rücksichten zu nehmen nöthig hatte, beginnen konnte, Vergangenheit und Zukunft im Interesse der Menschheit zu vermitteln; im gerechten Stolze eines weltumfassenden Bewußtseins konnte er auf der vierten lateranischen Synode der römisch-katholischen Kirche für Jahrhunderte das Siegel: Alleinseligmachend aufdrücken.

Innocenz sah sein ganzes Leben wie eine reizende Landschaft mit gewaltigen Massen im Vorgrunde, mit duftigen in den Horizont verfließenden Fernen im Hintergrunde, vor sich ausgebreitet. Eine erhabene Beruhigung durchquoll seine rastlos thätige Seele, und es blieb ihm, der sein Leben so ganz in einer einzigen großen That hingeströmt, daß er fühlen mochte: er habe

genug gelebt, nur noch der Wunsch: die reichen Gewinne seiner Erstrebnisse in jener christlichen Argofahrt zur Befreiung des heiligen Grabes, zur Erscheinung zusammengedrängt vor Augen zu haben.

Doch es ward ihm der Schmerz, daß der Patriarch von Constantinopel, den er auf dem lateranischen Concil selbst eingesetzt, der Oberhoheit der römischen Kirche störrisch widerstrebte und an der geistigen Einheit rüttelte, welche Innocenz durch die Beschlüsse jener Versammlung, die Früchte langjährigen unermüdlichen Eifers, für gesichert hielt. Es ward ihm dazu der andre Schmerz, daß der Aufruf zum Kreuzzug, der aus seinem begeisterten Herzen in alle Lande quoll, in Frankreich, dessen Bürger ihn gläubig und willig hinnahmen, an den zeitlichen Zwecken der Barone scheiterte, deren Blicke nach den ihnen näheren Kreidefelsen Englands lüstern hinüberschielten; in Deutschland zogen zwar der

Kreuzprediger genug in den Sprengeln umher, aber das Volk bezeigte geringe Lust, mit den Franzosen gemeinsame Fahrt zu beginnen, zumal so lange König Friedrich der Zweite selbst noch nicht das Kreuzesbanner entfaltete; und diesen hielt für's erste noch die unabweisbare Sorge um Bestellung der inneren Ruhe in seinen Reichen davon ab. Da richtete der eifrige Papst, den der Schmerz zu neuer Thätigkeit spornte, sein Augenmerk auf jene Mächte, welche durch ihr eigenthümliches Wesen und die Elemente ihres Staatshaushaltes am ersten berufen waren, für den großen Zweck: das Morgenland für immer an das Abendland zu binden, zu wirken, und ohne deren Beistand das Unternehmen in großartiger Ausdehnung kaum möglich wurde. Denn welche Flotten konnten sich mit denen von Venedig, von Pisa, von Genua messen? Aber zwischen diesen drei Republiken hatte der Handelsgeist, der jede von ihnen beseelte, Eifersucht

gesäet, und die Eifersucht wucherte zu Haß und Krieg empor. Und wie diese zur See gewaltigen Republiken, so stritten mit gleichem Maaße wilder Erbitterung, unter den Bannern der Welfischen und Waiblingischen Partheiungen, die durch Reichthum und Wehrhaftigkeit mächtigen Städte Oberitaliens gegen einander.

Zwischen Allen beschloß Innocenz zu vermitteln, obwohl er nicht verkannte, welch ein schwieriges Werk er unternahm. So wenig er, auf dem Gipfel der Hierarchie stehend, irgendwo die Keime einer Alleinherrschaft ungefährdet emporschießen ließ, — so sehr verschmähte er es stets, müßig zuzusehen, wenn durch Partheikämpfe Staaten und Gemeinwesen sich aufzureiben drohten, — hier sollte die Hierarchie mit der Begeisterung für die höchsten Zwecke, welche sie aufstellte, die Augen von geringeren ablenken und die Existenz jener retten; und was der angeborene milde Sinn und die Bedeutung der

christlichen Lehre dem erhabenen Papste stets als Pflicht auferlegten, — dies in's Werk zu setzen, wurde er jetzt auch von der Klugheit bestimmt. Da er den starren Trotz, die immer wache Eifersucht, den steten Argwohn, die Ausflüchte und die geringe Aufrichtigkeit der italischen Städte kannte, so überzeugte er sich, daß briefliche Ermahnungen und Verhandlungen durch Gesandte bei jenen nicht rasch durchgreifen würden, und beschloß, um mit einem Male zum Ziele zu gelangen, selbst von Gebiet zu Gebiet zu reisen und persönlich zu schlichten, zu versöhnen, zu ermannen und zu begeistern. Deshalb kam er nach Viterbo und von dort, wo er sich längere Zeit hindurch aufgehalten, nach Perugia, in der Absicht, sich dann nach Pisa und in die Lombardei zu begeben.

An dem Tage aber, an welchem er Perugia verlassen wollte, befiel ihn ein Fieber, das ihn, der schon öfters an schweren Krankheiten dar-

niedergelegen hatte, noch für's erste zu bleiben zwang. Es hielt drei Tage an, und ließ am vierten nach, so daß die Aerzte, welche den heiligen Vater umgaben, es für ungefährlich erklärten, und, um den Wünschen des nur in seinen Zwekken lebenden, jeder Unthätigkeit abholden Mannes gefällig zu sein, ihm erlaubten, das Bette zu verlassen, seine gewohnte Lebensweise fortzusetzen und Anstalten zur Weiterreise zu treffen.

In einem Armstuhle sitzend beachtete der Papst seine körperliche Schwäche nicht; sein Geist war strotzender Lebenskraft voll und schritt über künftige Epochen der Menschheit hinweg. Ein lautes und heftiges Gespräch im Vorzimmer störte ihn aus seinen Gedanken auf. Er berief den Kämmerling und fragte um die Ursache der Zwiesprach. Dieser berichtete, es sei ein Mann draußen, welcher, schon öfters, schon in Rom und in Viterbo abgewiesen, nun auch hier dringend eine Unterredung mit dem heiligen

Vater verlange. „Und ich erfahre dies erst heute?“ sprach Innocentius zürnend zu dem Kämmerlinge; „Ihr konntet ihn abweisen? Mein Haus ist eine Freistätte für jedes Herz, und — wie dieses — offen bei Tag und bei Nacht. Ich bin kein König, der sich mit Pomp umgibt, sondern der Knecht der Knechte, und habe getreulich einzulassen, wer immer anklopft bei dem höchsten Herrn.“

„Heiliger Vater, es ist....“ versetzte der Kämmerling voll Verlegenheit.

Rasch fiel ihm Innocentius in's Wort: „Ich kenne keinen Unterschied unter den Menschen; vor dem Auge des Herrn, dem ich diene, sind alle gleich, und die Sünder, die reuigen Herzens kommen, so willkommen als die Gerechten.“

„Es ist — Clincior, heiliger Vater,“ sprach der Kämmerling bebend, — „derselbe Mann, der Euren Namen jüngst freventlich gelästert, der Verächter des Heilandes und der Kirche.“

„Wer gebot Dir, ihn abzuweisen?“ fragte Innocentius unbefangen.

„Verzeiht, heiliger Vater! — Die wilden Blicke dieses Mannes schienen mir nichts Gutes zu verkünden.“

„Laß' ihn herein!“ gebot Innocentius. Der Kämmerling gehorchte. Clincior trat in das Gemach, blickte auf den Kämmerling, welcher ihn im Auge haltend, an der Thüre stehen blieb, und sprach: „Ein Gespräch ohne Zeugen!“ Der Papst gab dem Kämmerling einen Wink; zögernd entfernte sich dieser.

„Was begehrst Du von mir, mein Sohn?“ begann der Papst, als er mit Clincior allein war, Milde und Würde lieblich vereinigt in Stimme und Mienen.

„Ein wichtigeres Geschäft als Beichte und Buße, wie Ihr zu erwarten scheinet,“ erwiederte Clincior, — „und doch eine Angelegenheit meines Herzens, die ich beendigt wissen möchte, be=

vor dieser Leib in die Atome wieder zerfällt, aus denen die zeugende Kraft der Natur ihn zusammengesetzt."

„Du sprichst vom nahen Tode? mein Sohn," entgegnete der Papst, „und Dein Leib scheint noch so vielen Jahrzehnden zu trotzen, als Deine Seele Jahrtausenden!"

Clincior blickte den Papst scharf an und erschrak. „Könnt Ihr eine ernste Kunde gelassen vernehmen?" fragte er.

Schweigend, in Hoheit lächelnd nickte Innocentius leicht.

„So wisset," sprach Clincior, — „ich lese in diesem Augenblicke auf Eurem Antlitz, daß Eure irdischen Tage gezählt sind."

„Ich werde unter Gottes Schutze leben und nicht sterben, bevor mein Werk bis auf's kleinste vollbracht ist," erwiederte der Papst, in unerschütterlicher Ueberzeugung, — „ich bin erst kürzlich genesen und fühle warmes Frühlingsbe-

hagen in meinen Adern rieseln.... fühle neue Kraft...." Seine Stimme brach sich und zitterte.

„Lasset die Dummköpfe von Aerzten hängen!" rief Clincior wild, „die Euch zu Grund richteten. — — Ihr dürft nicht sterben, bevor Ihr mich gehört. — Höret mich! — Mein Auge täuschet Ihr nicht; — umsonst sucht Euer Mund ein Lächeln zu erzwingen; — Ihr fühlt einen Krampf im Herzen. Ich seh's! — O höret mich, eh' es zu spät ist."

„So sprich!" Innocentius empfand, was der kundige Meister ihm auf den Kopf zusagte, aber die Macht seines Willens überwältigte die wachsenden Leiden des Körpers, und mit wunderbarer Fassung behauptete er seine Würde den Blicken Clincior's gegenüber, und hielt seine Gedankenwelt in festen Zügeln, obwohl ihm dunkle Bilder wie heiße Blutströme in den Kopf emporschossen.

„Laßt uns die Masken bei Seite legen,“ sprach Clincior hastig, — „Ihr wißt, daß Dämone und Zauberer nirgends als in dem Unsinn des Pöbels leben, der meine Wissenschaft und meine Gewalt über die Naturkräfte dadurch erklärt; Ihr wißt, daß ich trotzig und störrisch bin und dies einzige Recht, das uns bleibt, das des Bewußtseins nicht blind einem Gotte opfern mag, der sich nie mir gezeigt, so oft ich ihn brünstig, tobend, höhnend, verläugnend gerufen. Ich seh' in Euch nicht die Idee, nur den Menschen von Fleisch und Bein, wie ich selbst, willensgewaltig wie ich. Wahrlich: ich würde Euch lieben, wäret Ihr kein Priester. Laßt uns offen sprechen! Ich sehe, was zu vollenden Ihr im Begriffe seid: die Weltherrschaft für Rom! Die lateranische Synode ist der letzte Ring der langen Kette. Doch so wahr ich hier vor Euch stehe: Ihr werdet Euer Werk, wie Moses, nicht vollendet sehen.“

Er hielt inne, eine Rechtfertigung erwartend. Der Papst forderte ihn auf, fortzufahren. Diese Ruhe entflammte Clincior's Eifer.

„Ich habe ein Vermächtniß vom Kaiser Heinrich, —“ sprach er, — „seinen Sohn! Ihr erzoget ihn, — zähmtet ihn, wollt' ich sagen, habt ihn zum Knechte Roms gemacht. O sein mildes Herz ist so ganz und gar von Dank und Vertrauen verblendet, daß es die Kette nicht sieht, mit der Ihr ihn fest gebunden habt. Ich will: Ihr sollt sie lösen, — Ihr müßt's, Innocenz, Ihr müßt's, bei dem Gotte, an welchen Ihr glaubt! entbindet ihn von seinem Eide!“

„Von welchem?“ — erwiederte der Papst, mit höchster Kraft seine Sinne bemeisternd, es flirrte ihm vor den Augen, seine Brust verengte sich, seine Pulse flogen rasch und heiß, sein schwächlicher Körperbau zuckte wie von raschen Stößen getroffen.

„Von jenem Eide,“ sprach Clincior, — „den

Ihr dem arglosen Jüngling listig abgenöthigt, als er die deutsche Krone annahm, daß er nie die Kronen Apuliens und Deutschlands auf seinem Haupte vereinigen dürfe. Ich durchschaute es. Der Stuhl Petri zittert vor einem zweiten Heinrich. Divide et impera! heißen die zwei Schlüssel Petri. Entbindet Friedrich seines Eides. Denkt: Was jetzt an ihm Frömmigkeit, ist Jugend, was einst Kaiserlichkeit sein kann, ist Waiblingerblut. Entbindet ihn, eh' das Waiblingerblut, das jetzt noch als stilles Bächlein in seinen Adern fließt, zum Strome wird, und das erlistete Gelöbniß mit Macht hinwegschwemmt. Ihr haltet was Großes auf Eide und verdammt den Eidbruch; nun, so denkt, daß Euer jetziges Weigern einen solchen veranlassen kann!"

Die Macht des Fiebers, welches den Papst übermannt hatte, wuchs. Wilde Bilder durchschwirrten sein Haupt, doch deutlich klang ihm

der Sinn von Clincior's Worten bis in's heiße Hirn, und mitten im beängstenden Leide verlor er die Würde nicht. Hochaufgerichtet rief er: „Du verläumdest! Denke besser von Friedrich! — Flammen um mich. Athem Gottes, ich vergehe vor Dir! Dein Gesetz, ich hab' es aufgerichtet, fest, hoch, wie der Sinai hier!....“

„Menschengröße!“ sprach Clincior, indem er den Fiebernden, Hülflosen betrachtete. Ekel vor dem Leben durchgällte ihn ganz. „Dieser Geist, der Herr der Erde, — willenloser, gemarterter Sclave des Leibes, den er als Sclaven verachtet! — Erlischt das Leben in den Pulsen dieses Innocenz, keiner der Blitze all, die er vom Vatican in die fernsten Länder sendet, daß Könige seinen Namen im Wetterleuchten lesen, — keiner facht dies erlöschende Leben wieder an. — — Er erholt sich wieder. Er athmet leichter. Der Anfall des Fiebers wird seinen Trotz erschüttert haben. Ich

will nicht von ihm gehen, bevor er thut, was ich verlangte."

Der Papst schlug jetzt die Augen auf und erkannte Clincior wieder. „Tritt näher!" sprach er voll Sanftmuth zu ihm. — „Ich weiß, weßhalb Du hier bist. Du siehst mich von Leiden gebeugt, doch Du wirst mich nicht wankend machen in dem, was ich beschlossen, weil ich's für nothwendig hielt. — Ich besinne mich, Du sagtest früher: wir wollten die Masken ablegen. Lege sie ab! Hülle Dich nicht in diesen Trotz! Ich erkenne doch Deinen Schmerz. Du hast nichts, woran Du Dich halten kannst und fühlst allgemach, daß Du selbst zusammenbrichst. — Weil Du den Schmerz *empfindest*, so *bekenn'* ihn, und Du trittst dem erhabenen Geiste, von dem Du, seiner gewaltigsten Söhne einer, Dich abgewandt, einen Schritt wieder näher. Der Grund Deines verzehrenden Wehes, über den Du Dich selbst täu-

scheſt, iſt kein anderer als der: Du ſchämſt Dich, Dir's einzugeſtehen, daß Dein Selbſt allein Dir nicht genügt. Dieſe Raſerei, mit der Du Dich gegen den Glauben an die Exiſtenz eines allliebenden, allweiſen, allmächtigen, ewigen Weſens bäumſt, ſei Dir Bürgſchaft genug, daß es wirklich vorhanden iſt. Nur ein Tauſendſtel Deines Selbſt opfere Deinem ganzen Selbſt, nur mit dieſem Tauſendſtel erkenne an, und Dein ganzes Selbſt wird wieder glücklich ſein!"

Die Wendung hatte Clincior überraſcht; „Ihr erhobet die Ohrenbeichte zum Sakramente," ſprach er ſpöttelnd, — und doch reichte ſein Spott nicht aus; — um nicht wie ein Schüler vor dem kranken ſchwachen Manne dazuſtehen, ſchnitt er den Faden dieſes Geſpräches ab und drang mit Ungeſtüm auf die Erfüllung ſeines ſchon früher ausgeſprochenen Verlangens. „Die Unwiſſenheit Eurer Aerzte hat Euren

jetzigen Zustand verschuldet," sprach er, — „ich setze mein Haupt zum Pfande, daß ich Euch heile; — entbindet Friedrich von seinem Gelöbniß, und lebet lange! Lebet dem heißesten Wunsch Eurer Seele: die Befreiung Jerusalems verwirklichet zu sehen!"

„Mein Leben und meine Wünsche stehen in Gottes Hand," erwiederte Innocentius mit leiser aber fester Stimme. „Doch, müßte ich jetzt vor Euren Augen sterben, und könntet Ihr die Seele im Fluge aufhalten, — noch im letzten Athemzuge würde ich nichts widerrufen, was ich gethan, denn nichts that ich für mich, Alles für Alle!"

„So faß' ich Euch am Wort" drängte Clincior, — „Alles für Alle, sagt Ihr. Es gilt nicht das Heil eines Einzelnen, — das Glück Vieler gilt's. Gesetzt: Ihr und die nach Euch kommen, erreichen, was Gregor und Alexander erstrebten, — die Alleinherrschaft der Welt, — glaubt Ihr, daß die Völker geduldig die Fesseln

der Hierarchie tragen werden? — Nein! Grimmig werden sie sich in denselben emporraffen, werden mit ihren Tyrannen ringen, und diese damit erwürgen, müßten sie auch selbst in diesem Gemetzel zu Grunde gehn. Denkt Ihr an kommende Zeiten, so denkt auch an diesen Moment, und beseht Eure Hände, ob sie rein sind."

Der Papst war von diesen Worten ergriffen und sann ihnen nach. Endlich sprach er: „Und eine neue Erde und ein neu Geschlecht und eine neue Kirche wird dann aus dem Schutte erstehen. Damit Menschen leben können, bedürfen sie nicht bloß der Luft, sondern auch des Himmels, nicht bloß der irdischen Speise, sondern auch der Hoffnung, nicht bloß der Hütte und des Heerdes, sondern auch des Glaubens und des Tempels. Den Tempel aber wird keiner nach den Lasten des Tages erbauen und keiner bloß in den Raststunden verwalten. Wir aber,

die wir jetzt leben, haben für die Mitwelt zu sorgen, für kommende Zeiten zeugt Gott. —"

„Hartköpfiger Priester!" sprach Clincior zornentbrannt.

„Mein armer Sohn!" erwiederte der kranke Papst voll innigen Mitleids, — „der Du Dich im Elende glücklich fühlst und das Glück von Dir stößest, weil es zu einfach, zu unblutig, zu klar und kindlich vor Dir liegt und Dir in Unschuld die Hände entgegenstreckt, an denen Du es fassen kannst."

„Ich hasse Geschenktes!" entgegnete Clincior.

„Ist denn dies Dein Leben selbst kein Geschenk?" fiel ihm der Papst in's Wort. —

Clincior starrte finster vor sich hin und murmelte: „Fast hat er Recht! Ein Wurf aus dunklen Höhen in einen Abgrund nieder, ein leuchtend Meteor, das ein Stern von sich geschleudert, und das, wie es die Erde berührte, zu

Stein erstarrte. Drum mißacht' ich's und werf' es weg!"

„Du bist ein Weiser!" redete der Papst, eifrig wie ein liebender Vater, „verstehst, was die Vögel in den Lüften flüstern, — und was den Kindern deutlich ist, verstehst Du nicht. O da Du so stolz bist, nichts Durchforschbares undurchforscht zu lassen, so lerne diese Wissenschaft wieder!"

„Ich bin zu alt!" sprach Clincior dumpf, und eh' er's hindern konnte, verkündete ein tiefer Seufzer aus seiner Brust seinen Schmerz. Er bemerkte es, schämte sich und rief wild: „Zur Sache! Zum letzten Male, Innocenz, willst Du Friedrich von jenem Eide entbinden, willst Du den Anstoß geben, daß der Zwang sich vom Herzen der Mitwelt wieder ablockere, daß die Freiheit des Geistes siegreich von Volk zu Volk wandre? Thu's, und ich heile Dich. — O was hält mich ab, meine Faust um Deine Kehle zu ballen und Dir das „Ja" zu entpres-

sen! Dich, den Geheiligten, bekennen zu machen, daß Du nichts bist als ein Mensch, daß ein einziger Stoß von der Hand eines Andern, der auch nichts Besseres als ein Mensch, Deine ganze Heiligkeit und Unsterblichkeit in ein Häuflein Staub verwandelt! —"

„Nichts hält Dich ab," entgegnete der Papst ruhig — „nichts, den Menschen zu tödten. Dein Triumph ist gering, was Du thust, kann auch ein Raubthier. Aber die Idee, die in diesem gebrechlichen Leibe lebt, tödtest Du nicht, und hättest Du tausend Hände und die Mordgier von Tausenden! Was ich auf Erden schuf, vollbracht' ich mit reinen Händen, vollbracht' es, weil ich's als wahr und recht erkannt, und ruhig sterb' ich."

„Weh' mir!" rief Clincior, — die einfachen und sanften Worte des Papstes hatten den Grund seiner Seele durchschnitten, und kein Nerv in ihm war noch fest und straff. Er hatte sich's als

letztes Werk aufgegeben, den Papst in seinem Beschlusse wankend zu machen, da er bei Friedrich's Milde von diesem selbst keine energische That mehr hoffte. Unnütz, lächerlich schien ihm jetzt sein Leben, und es drängte ihn, dasselbe zu enden, aus einer Welt zu scheiden, in welcher er bedeutungslos war und nur seinen Schatten warf. Zerfallen war der Trotz, und doch noch in den Trümmern stark genug, um sich nicht zu einem Glauben zu bekennen, den er sonst und stets nur als Trost für Kinder und Schwächlinge verspottet, treu den Exuvien, da der Geist ihm treulos geworden. So trat er vor den Papst, reichte ihm die Hand und sprach gesenkten Hauptes: „Ich bin Euch stets ein Feind gewesen, wie Ihr keinen schlimmeren hattet, und doch, ich seh's, ein unschädlicher, — Euch, weil ich das hasse, was Ihr die Idee nennt, die Euch und Eure Vorfahren und Nachkömmlinge beseelt. Ich scheide, und, weil ich Euch, einen

dem Tode Verfallenen, ich, ein dem Tode Verfallener, nie mehr sehe, so sag' ich Euch: Ihr seid ein Mann; jammernd sag' ich's in meiner Bewunderung, denn Ihr seid ein Priester. Die Wogen der Zeit werden über uns Beiden dahinrauschen, und meinen Namen verwischen, aber der Eurige wird durch den Donner der Brandung hindurchhallen. Eins nur macht mich froh, das ist das Letzte: Die Zeugungskraft der Natur erschöpft sich, diese Löwin gebiert wenige Jungen. Es wird vielleicht Jahrhunderte lang keiner nach Euch auf Petri Stuhle sitzen, der Euch gleicht, denn der Besitz unumschränkter Herrschaft lockt Schwächlinge zur Tyrannei. Ich hoffe: Dies königliche Gebäude, das Ihr mit reinen Händen aufgeführt, wird bald eine Höhle der Tyrannei sein, dann kann die Menschheit wieder aufathmen. Kein Papst nach Euch wird es fassen, daß man allmächtig herrschen kann, ohne ein Tyrann zu sein! — Ihr sterbet, eh' eine Woche

verrinnt; — ich gehe freiwillig in den Tod, weil mich das Leben anekelt; — zum ersten Mal faß' ich diese Hand, nicht zum Kuß, — um meine letzte Thräne drauf fallen zu lassen. — Lebt wohl!"

Er verhüllte sich das Antlitz und schritt rasch von hinnen. Innocentius streckte die Arme nach ihm aus und sank dann, auf's neue von einem heftigeren Fieberanfall überwältiget, in den Stuhl zurück. So fand ihn der Kämmerling, welcher schnell die Aerzte berief. Ihre ungeschickte Behandlung verschlimmerte die Krankheit.

Am sechzehnten Julius 1216 gab Innocentius der Dritte seine Seele ihrem Schöpfer, seinen Leib der Erde zurück.

II.

Vor dem Thore des Schlosses Campofelice stand ein Mönch, Einlaß begehrend. Kaf kam auf das Zeichen heraus und neigte sich vor dem frommen Manne, welcher das Ordenskleid des Wunderthäters Franz von Assisi trug, und — wohl in Folge eines Bußgelübdes — das Gesicht durch eine Kappe verhüllt hatte, in welcher nur zwei Oeffnungen für die Augen ausgeschnitten waren; — eine Tracht, welche bis heute von manchen Brüderschaften der christlichen Barmherzigkeit beibehalten worden ist.

Kaf besah sich den Mönch von oben bis unten und von allen Seiten; als er aus den verschobenen Falten der Kutte eine Geißel hervorragen sah, sprang er drei Schritte zurück und rief, die Augen von Wuth geröthet: „Eblis! — Hinweg! Hinweg mit dem Werkzeug der Schmach, oder ich erwürge Dich!"

„Vergiß, was geschehen!" sprach der Mönch leise zu ihm, „gedenke nur der Flammen, aus denen ich Dich trug, der Freiheit, die ich Dir gab!"

Kaf wollte aufjauchzen; er war wie wahnsinnig vor Freuden, seinen Herrn wiederzusehen. Clincior aber — dieser war's — preßte ihm rasch die Hand auf den Mund und sprach leise: „Keinen Laut, der mich verräth!"

„Gepriesen sei Allah, der Barmherzige!" murmelte Káf; — „Ihr kommt, das Elend zu enden!"

„Ja!" erwiederte Clincior leise, — „bald!"

Er meinte sein eigenes. Dann sprach er wieder zu Kaf: „Vergiß nicht, daß ich ein Mönch bin und Helius heiße; Maddalena darf mich nicht erkennen!“

„O, wenn Ihr sie seht!“ meinte Kaf, mitleidsvoll der armen Herrin gedenkend, — „und das Kind!“

„Das Kind?“ rief Clincior; daran hatte er nicht gedacht. Doch verbarg er seine Bewegung und gebot: „Melde mich Deiner Herrin. Ein Mönch, Bruder Helius, sei draußen und bitte um Herberge; er habe Absolution für alle Reuigen vom heiligen Vater, die Macht zu binden und zu lösen!“ — Clineior zählte darauf, daß Maddalena die Gelegenheit zu beichten nicht versäumen würde, und wollte ihr Herz erforschen. „Dich aber, Kaf,“ sprach er zu dem Eunuchen, „entbind' ich jetzt von mir, und alle Treue, die Du mir bis jetzt bewiesen, knüpf' ich zum zweiten, zum

letzten Male an Maddalena und" — zögernd, einen Seufzer erstickend, sprach er's — „an ihr Kind."

„Frevel auf Frevel!" sprach Clincior, nachdem Kaf hineingegangen, ihn anzusagen; — „der letzte! Vielleicht dennoch überwunden finde ich sie, — geh' aus dem Leben, von keinem Weibe besiegt! O daß sie mich nicht mehr liebe, mich hasse! Ah, weßhalb zittr' ich vor Frost, da der Schweiß mir auf der Stirne steht? O Leben, Leben!"

Der Eunuch kam jetzt zurück und führte den Bruder Helius in das Schloß. Mit Ehrfurcht empfing diesen Maddalena, deren Antlitz die Spuren hoffnungslosen Grames und mütterlicher Sorgen trug, geadelt und fast verklärt durch den Himmelsglanz weiblicher Würde. „Seid mir willkommen, frommer Vater, in meiner klösterlichen Einsamkeit," sprach sie ihn an, nachdem der Eunuch sich entfernt hatte; — „Ihr bringet mir lange entbehrte Himmelsspeise"

„Verlangt Eure Seele nach dem Sacramente der Beichte?“ fragte der Mönch, „der heilige Vater hat uns demüthige Ordensleute hochbegnadet, indem er uns die Macht ertheilte, von Sünden zu lösen.“

„Wohl habe ich mich einer schweren Schuld anzuklagen, frommer Vater; doch wird sie durch Eure christliche Milde, so hoffe ich, von mir genommen.“

„So entlade Dein Herz, meine Tochter,“ erwiederte Helius, welcher fortwährend seine Stimme zu verstellen bemüht war; — „Du zögerst? — wohl aus Schaam, — dein Bekenntniß abzulegen? Ich will versuchen, es Dir zu erleichtern; ein Blick auf Deine Einsamkeit enthüllet mir einen Theil desselben. Gewiß hat sündige irdische Liebe Dein Herz bethöret, und die Stimme der Verführung Dich von Aeltern und Vaterland hinweggelockt. Ist es nicht so, meine Tochter?“

„Ja, Liebe war es, frommer Vater, um de-

renwillen ich Vaterland und Verwandte verließ; doch that ich es freiwillig, und jene Liebe kann ich nicht als Sünde erkennen."

„Wie?" sprach Helius mit erkünsteltem Eifer, welchen er jedoch bald mäßigte, indem er also ablenkte: „Es mag sein, daß Deine jungfräulichen Gedanken frei von Sünde waren, — doch ein Verbrecher ist gewiß jener, der Dich verführte."

„Ihr irret, frommer Vater," entgegnete sie sanft und innig; — „kein Verbrecher, doch ein Unglücklicher!"

Clincior's Herz schlug ungestüm, kaum vermochte er seine Rolle fortzuspielen. — „So klagst Du ihn nicht an? ihn, der Deine unsterbliche Seele in's Verderben lockte? Bringe ihn selbst zu mir, daß ich, bevor ich Dich lossprechen kann, sein Gewissen erforsche!"

Verlegen schwieg Maddalena. „Warum zögerst Du?" fragte Helius eifrig. „Willst Du

Deine Schuld vergrößern, indem Du die seinige zu rechtfertigen versuchst? Bedenke, was Du thust! — Oder theilt er Deine Einsamkeit nicht?"

„So ist's!" sprach Maddalena.

„Er verließ Dich wohl gar?" forschte Helius weiter. „Ist's so?"

Maddalena senkte das Haupt.

„Wehe ihm!" fuhr der Beichtiger fort; „wehe ihm und Verderben!"

„Um des Heilands Willen, haltet ein! Verdammet ihn nicht!" rief Maddalena. „O verstündet Ihr, wie ich, sein großes, stolzes, verzweifelndes Herz! Ihr könntet ihn nicht verdammen".

Der Beichtiger schwieg eine kleine Weile, endlich begann er wieder dumpf, kaum hörbar: „Nach allem Weh, das er Dir angethan, liebst Du ihn wohl gar noch immer, Unselige?"

„Ja, ich liebe ihn, —" erwiederte Maddalena, „inniger als je!"

„Bedenke, was Du sprichst! Deine Worte sind Verdammniß! So lange Du...." Maddalena horchte erbleichend — „So lange Du diese sündliche Leidenschaft in Deinem Herzen hegest, giebt es keine Vergebung für Dich...."

Maddalena blickte gläubig gen Himmel und sprach: „Gott ist barmherzig und treu. Er kennt mein Herz, und das des Geliebten! Er wird, wenn meine Liebe Sünde ist, diese verzeihen! O wie sollte ich's beginnen, nicht mehr zu lieben?"

„Suche ihn zu vergessen!" rieth der Mönch.

„Das kann ich nicht, diese Liebe ist eins mit meinem Leben! Ich will es nicht!"

„So überlaß mir die Sorge für sein Seelenheil!" lenkte Helius ab, — „Du dauerst mich, meine Tochter, und es ist meine Pflicht, die Verirrten zum Glauben zurückzuführen."

„O geläng' Euch dies!" rief Maddalena von Hoffnung begeistert.

„Gerne beginne ich das Werk des Heiles" fuhr Bruder Helius fort, — „ich will seine Spur verfolgen, und nicht ablassen...."

„Heiland! — — Nimmermehr!"

„Was bringt Dich so außer Dich, meine Tochter?" fragte Helius verwundert, „nenne mir den Namen jenes Mannes," fuhr er forschend mit anscheinender Ruhe fort, indeß ihm das Herz fast zersprang.

„Nie werdet Ihr diesen erfahren!" entgegnete Maddalena, sich erhebend.

„Weßhalb?" fragte der Bruder mit zitternder Stimme. „Bindet ein Schwur Deine Zunge?"

„Mich bindet die Treue," versetzte sie in der erhabenen Wonne ihres Bewußtseins.

„Verblendete!" rief der Mönch, „wie kann Dich Treue an jenen binden, welcher Dir die

Treue brach? Kraft jener Vollmacht, die mir vom heiligen Vater geworden, löse ich Dich von jedem ausdrücklich gesprochenen, freiwillig abgelegten, von jedem Dir durch List oder Gewalt abgenöthigten Gelöbnisse."

„Kannst Du mehr als Gott?" entgegnete Maddalena.

„Höre die Warnung, Bethörte! Scheue den Fluch der heiligen Kirche! Nenne den Namen des Verführers, und Dir soll jede Schuld vergeben sein!"

„Und wäre ewige Verdammniß mein Loos, ich nenne ihn nicht! Gott ist mein Zeuge, wie innig seit lange mein Herz nach einem seiner milden Boten sich sehnte, damit mein Kind die Taufe empfange, und ich meine Glaubenspflichten erfüllen könne; — doch nie, nie, frommer Vater, werde ich's um diesen Preis."

„Du selber hast entschieden!" sprach der Mönch ernst, — er erkannte den Sieg der Liebe,

seine Vernichtung — „Du entschiedest Deines Verführers Geschick.“

„Und mein Kind?“ fragte Maddalena erschüttert, angstbeklommen; — „soll auch das unschuldige Kind dafür büßen? O seid barmherzig, verdammt mich, doch ertheilet meinem Kinde die heilige Taufe!“

„Ich darf nicht!“ sprach der Mönch mit erzwungener Rauheit kurzab. — Dann etwas milder (der Aufruhr in seinem Innern zersprengte alle Fesseln, die er sich angelegt) „doch bringt es mir her; darf ich es auch nicht taufen, — segnen, segnen will ich es doch.“ —

Eilig brachte nun Maddalena ihre Tochter. Helius empfing das Kind und drückte es an sein Herz. „Armes, vaterloses Kind!“ sprach er mit brechender Stimme. „Hat ein Mensch, wie ich, Kraft zu segnen, so nimm meinen Segen und werde glücklicher als Deine Aeltern waren. Ich darf Dich nicht mit Wasser taufen, o bewahre

Dich ein gütiges Geschick, daß Dein Herz einstens nicht mit Blut und Feuer getauft werde. — —" Jetzt wendete er sich zu der Mutter. „Madonna, wenn Ihr gefehlt, so büßtet Ihr genug. Euer Gott kann zufrieden sein. Beendet Eure Buße! Flieht aus dieser Einsiedelei und bringt das Kind unter Menschen!"

Maddalena theilte ihm den Plan mit, welchen die Sorge um die Zukunft der Tochter ihr eingegeben. Heftig widersprach ihr der Mönch, doch jeder Grund scheiterte an ihrer mütterlichen Angst. „Sündigt nicht gegen den heiligen Geist, der da heißt: Menschenherz! Erzieht es nicht wider die Natur!" mahnte der Mönch nochmals dringend; — „Die Natur rächt sich!" Er selbst empfand es eben jetzt furchtbar. Keine Minute länger wagte er es, der Mutter und dem Kinde gegenüber zu weilen, ohne daß die Liebe, die er verachtet und verhöhnte, ihn verrieth. Nur mit Mühe ermannte er sich auszuharren. Rasch

zog er aus der Kutte eine Kapsel hervor und gab sie Maddalenen mit den Worten: „Fast vergaß ich dies! Es sind Reliquien für Euch und Eure Tochter. Ich erhielt sie, um sie Euch selbst in die Hand zu geben und Euch schwören zu lassen, daß Ihr sie nie verschenken, verkaufen oder vernichten wollet. Ich bitt' Euch, leistet das Gelöbniß!"

Maddalena leistete es befremdet und legte die Kapsel hin. „Lebt wohl!" sprach jetzt der Mönch und wollte sich entfernen.

„Euren Segen, frommer Vater!" flehte Maddalena. — Er aber schritt eilig von hinnen; unter der Kutte schleppte er seinen Fluch mit sich fort.

Maddalena öffnete die Kapsel und fand statt der Reliquien mehre Pergamentrollen darin, welche sie verwunderungsvoll aufwickelte; es waren Verzeichnisse der Schlösser und Schätze Clincior's und ein Eigenthumsbrief derselben für Maddalena

und ihr Kind. Ein schmales Blatt, welches Manadora spielend erhaschte, enthielt die Worte: „Maddalena! Du hast gesiegt!“

„Er war's!“ rief sie verzweiflungsvoll, indem sie zu Boden sank.

III.

Einige Wochen später ritt Clincior in einem der reizendsten Thäler Siciliens; schlanke Aloen ragten, Königsscептern gleich, aus alten Mauerresten empor, breitschattige Kastanienbäume, an deren Aesten Reben sich rankten, boten ihm kühle Porticus zur Ruhe; doch er rastete nicht, Maulbeer-, Mandel- und Feigenbäume luden ihn zum Genuß, doch er verschmähte ihn. Durch Lichtungen der blühenden Wälle, welche von üppigen Cactusstauden gebildet waren, schritt er rast-

los weiter, in die herrlichen Waldregionen des Aetna hinan. Die stille Heimlichkeit der von Lavageklüften umstarrten Thalgründe beengte ihn; seine Brust hatte sich auf kurzer Meeresfahrt, da er rings um sich in das Einförmig-gleichbleibend-Unermeßliche geblickt, wieder freier gefühlt; — der bunte Wechsel der Ueppigkeit und der Erhabenheit, der Unerschöpflichkeit und der Armuth, welcher sich jetzt seinen Sinnen bot, war ihm um so unbehaglicher, und er sehnte sich ungeduldig nach jenen Höhen, wo Eisdiademe die zischenden Stirnadern des Felsenköniges umreifen, nach dem Scheitel des Berges, als einem Throne, von dem er zum letzten Male die Fernen eines Reiches überschaue, Erde und Meer zu seinen Füßen, die Erde im schönsten Brautgewand, das grundlose Meer klarer als der tiefdunkelblaue Himmel, den Himmel als Mantel, dessen Falten um seine Atome zusammenschlagen. Er hatte den Monte gibello seit jenem Tage

nicht mehr betreten, da Kaiser Heinrich VI. in dessen Waldgründen jagte und hinter einem Stamme der dunkle Schütze stand, der dem Gewaltigen einen kühlen Trunk kredenzte und während des Trinkens ihm mitten in's wilde stolze Herz schoß. — Diese Stelle suchte Clincior jetzt wieder. Und als er sie gefunden, schwoll's ihm zu Haupten, der alte Trotz fuhr tobend wieder auf und ab in seinem Gebein. Er warf sich in wilder Leidenschaft auf den Fleck nieder, wo Heinrich gestorben war, und rief: „O Heinrich! Heinrich!"

„Wie ein Komet kamst und schwandest Du! Keine Spur mehr von Dir! Keine Hoffnung! Unbegriffen! Gefürchtet wenigstens! Hunderttausende athmeten auf, als Du ausgeathmet."

„O bübischer Tod! Nicht wie Mann zu Mann tratst Du ihm gegenüber, — nein, locktest ihn wie ein buhlerisch Weib, und da das Vollgefühl seiner Kraft ihm aus dem Herzen

überträufte, da er den Arm schon ausgestreckt hielt, sein Werk zu vollenden, schlichest Du Dich hinter ihn, und warfst ihm die Schlinge um. Da standest Du jetzt, heimtückischer Tod, verhöhntest den gefallenen Titanen, und färbtest seine Lippen blau, daß die blöde, erbärmliche Welt, die eben ihn als allmächtig begrüßen wollte, sich voll Schauder von ihm abwenden und voll Entsetzens sich beugen sollte vor Deiner Gewalt, kleinlicher Neidhard, Tod!

„Jetzt, übermüthiger, hinterlistiger Zwingherr, mach' ich wett, daß auch ich damals vor Dir beschämt, niedergedonnert stand. Alles hier herum hat jene Stunde vergessen, die Gräser und Blumen, die Heinrich's sinkende Majestät zerdrückte, stehen wieder aufrecht; der Ast, den er im letzten Krampfe niedergebeugt, streckt sich blühend über mir wieder aus; nur ich vergaß jenen Augenblick Deines Triumphes nicht, o Tod, und will Dir keinen zweiten gönnen. Du vernach-

läſſigſt mich, verachteſt mich, willſt mich auf Erden als Spott meiner ſelbſt, als meinen eignen Schatten noch lange herumwandeln laſſen. Ich trag' es nicht. Einmal noch auf jenen Höhen des Monte gibello das Unermeßliche geſchaut, dann...."

„Ich bin frei! Die Hoffnung trog mich. Das Allgemeine verſchrumpft in's Einzelne. O Heinrich, mein Freund! Dein Sohn wird die goldene Zeit Saturns wieder herſtellen, — doch ein — Hirt ſtatt eines — Königes ſein, und drum wird herrſchen, der ſich einen Hirten nennt. So riß ich die Hoffnung von mir, wie ein Glied von meinem Leibe, und verblute. — Dunkel die Zukunft wie der Schlund des Aetna! Zerriſſen ſeien die Stränge, die dies einzelne Ich an den Triumphwagen des Schickſals geſpannt hielten, freiwillig hingeopfert — im Moment, da Schmerz mir zur Wonne ward! Drum — jetzt! Hoch oben, auf dem glühenden Schei=

tel des Aetna!" Er zog eine Phiole hervor. „Kostbarer Balsam, treuer Freund, treu, weil meines Gedankens Gewinn, meines Fleißes Kind, weil niemandem bekannt, als mir!" Mit Stolz und Wollust hielt er die Phiole gegen das Licht. — Hoch oben über dem Ameisenhaufen: Menschheit. Ein Trunk muß es sein. Auch Heinrich starb durch einen Trunk."

Sorgfältig bewahrte er die Phiole wieder an der Brust, warf noch einen Blick auf die Stelle, wo Heinrich gestorben war und ritt weiter, bergan.

Plötzlich spitzte Zerduscht die Ohren. Elincior spähte um sich. Ein Haufe Sarazenen zeigte sich ihm, wie er weiter ritt, nicht ferne unter'm Schatten eines Baumes gelagert, in friedlicher Eintracht versammelt, um Kühle vor dem Mittagsbrande zu finden und einem Greise zu horchen, der in der Mitte saß und ein Mährchen erzählte; die Rosse weideten. Kein Auge

verwandte sich von dem Erzähler, als Clincior langsam heranritt und seinen Rappen anhielt. Er lauschte, der Alte erzählte von Kaiser Heinrich's Tode, wie er eine Fee geliebt und ihr untreu geworden, und diese ihn mit Gewalt in ihr unterirdisches Reich getragen, das sich mitten in Blüthenfluren plötzlich donnernd aufgethan, und wie er nun unten herrsche, in Pracht und Herrlichkeit, und jährlich einmal wiederkehren dürfe an's Licht der Sonne, um seine Länder zu schauen. Das Mährchen war aus der alten Sikelischen Mythe von Pluton und Persephone, die in Enna erzählt ward, und aus den Sagen von einer Vergiftung Heinrich's VI. durch Frauenhand zusammengeschmolzen, die sich unmittelbar nach des Kaisers Tode verbreitet hatten. Als der Erzähler geendet hatte, wandten sich die braunen Männer ernstfreundlich dem Wanderer zu und boten ihm gastlich nach ihrer Väter Sitte Speise und Trank; auch ihre Rosse näher-

ten sich jetzt dem stattlichen Zerduscht, und umsprangen ihn wie alte Bekannte.

Clincior nahm ihr Anerbieten: den Rest des Tages und die Nacht bei ihnen zuzubringen, nicht an; seine Ungeduld jagte ihn zum Gipfel des Vulkans empor. Das laute freudige Wiehern ihrer Rosse mahnte ihn an Zerduscht's Schicksal. Er trat zu dem Aeltesten und bat ihn, den Rappen, dessen Klugheit und Losungen er ihm nannte, als Dank für das Mährchen, das er mit angehört, zu empfangen und das edle Thier stets treu zu pflegen; er wußte, daß es gut bestellt sei, wenn ein Araber es besitze. Traurig blickte Zerduscht ihn an, als er von dem Sattel abstieg, und den Zügel dem Sarazenen reichte, und gab sich nicht zur Ruhe, als bis Clincior ihm den Hals streichelte und das Ohr bog.

Clincior verließ jetzt die Sarazenen, die ihm verwundert nachblickten, und eilte raschen Schrittes, ohne sich umzusehen, bergan; noch ferne

hörte er Zerduscht wiehern. „Er war das Letzte!“ sprach er, seine Schritte fördernd. „Opferten doch die Perser Rosse! —“

Allmählig, je höher er stieg, verminderte sich die Ueppigkeit der Natur; furchtbare Oede rings um ihn.

„Wäre Einer dort oben,“ rief Clincior, „und Du, Natur, sein Kind, Du würdest, je näher Dein Haupt an seine Ferse reicht, so herrlicher Dich schmücken; doch Frost und Oede, je höher ich klimme; Du selber, Natur, kennst Keinen!“

Nach und nach traten vor seinen Blicken die herrlichen Fernsichten auf Land und See über den Rändern der Bergwälder hervor, anfangs in Felsen und Waldrahmen eingeschlossen, dann immer weiter, endlich ganz frei, unermeßlich. Er klimmte über Lavaklippen und stieß einzelne losgebröckelte Stücke der versteinerten Glut verächtlich von sich, daß sie die Abhänge hinabkollerten. „Treuer mir selbst, als Du, o Glut, Dir!“

rief er; sein Freiheitsstolz wuchs mit der Höhe des Gipfels.

Schon betrat er jene Schichten, in deren Rinnen und Klüften das Eis, die Glut der Sonne verhöhnend, nie schmilzt. Er empfand den eisigen Sturm nicht, der ihn umbrauste; — mächtiger tobte die Glut in ihm, dem lebendigen Vulkan.

Bald war der höchste Gipfel erreicht. Clincior's Blick glitt auf die scheidende Sonne, mit ihr zugleich wollte er untergehen.

Jetzt steht er am Rande des Kraters, in dessen Flammengrund er hinabschaut. Dumpfes Getöse schallt betäubend um ihn, — wie wenn die Sonne an die Erde schüttere, dünkt es ihm. Nebel umflirren seine Sinne, heißer Dampf legt sich auf seine Brust, schwefliger Qualm umwallt ihn wie ein weitfaltiger Mantel. Als der Dampf, von einem Windstoß gejagt, sich verzieht, blickt Clincior, frisch aufathmend, um sich, und

die Phiole hochemporhaltend, in welche er wie in die Sonne schaut, indeß die Sonne langsam und majestätisch in den Ocean hinabsinkt, fühlt er sich Herrscher der Welt. „Letzter Akt meines Wollens! Letztes Document meiner Freiheit!" ruft er. „Ich löse Dich aus Deiner Haft, holder Traum! Werde zum Adler, ich umklammere Dich! — —" Noch einen Blick sendet er auf Erde und Meer. — — „Göttlich bist Du, Natur!" — Jetzt setzt er die Phiole an die Lippen. Da birst eine Ader des Berges; das Flammenblut schießt schäumend über. Mitten im Feuerstrome steht er, loht auf und ist Asche, ehe die Lavawogen den Abhang hinabstürzen.

Die Wogen des Oceans schlagen über dem Scheitel des Sonnenhauptes zusammen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Duller, Eduard,

Kaiser und Papst Roman ; in vier Theilen

Bd.: 1

Leipzig (1838)

P.o.germ. 283 sc-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107485-8